5/1972 · 1,– M
MAGAZIN DES SOLDATEN

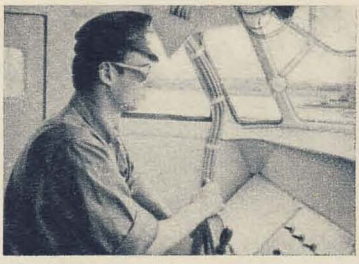
ARMEE Rundschau

90

84

20

38



16

INHALT

GROSSFAHNDUNG 5000.- MARK Belohnung!

28

72

34

58

66

Eine VERDREHTE Geschichte

1 Panzer in Unterwasserfahrt
4 Feuertaufe bei See 7
10 Kostbares Gut
12 Postsack
16 Großfahndung
20 Matrosen ohne Mützenband
26 Anekdoten
28 Foto-Fragen der AR an die AR
34 AR International
38 Aktiv oder passiv?
42 Militärtechnische Umschau
44 Mit Georg Büchner ins Hessenland
50 Es geschah in der Silvesternacht
57 Buch/Film
58 Hinein
66 Null-sieben, eins-acht, drei-sechs
70 Typenblätter
72 Eine verdrehte Geschichte
75 Ein Tag im Leben eines E-Mixers
80 Die „Kommandeurs-dissertation"
84 Rinke und Genossen
88 AR-Technik-Porträt: SKOT 2A
90 Werkstatt unterm Blätterdach

Im Wettbewerb habe ich mir vorgenommen, das Bestenabzeichen zu erringen. Nur konnte mir noch keiner genau sagen, was dazu gehört.
Soldat Werner Ehrenz

Eine halbe Stunde vor Zapfenstreich wird bei uns der Fernseher ausgeschaltet – egal, was gerade läuft. Was halten Sie davon?
Gefreiter Rainer Höß

WAS IST SACHE

Und das paßt Ihnen nicht.
Zu Recht!
Da haben Sie sich nun Gedanken gemacht, wie Sie mithelfen können, den „Kampfauftrag 72" zu erfüllen. Haben das schriftlich niedergelegt und sich vor dem ganzen Kollektiv ein Ziel gestellt, nachprüfbar und abrechenbar. Diesem verpflichtenden Wort wollen Sie nunmehr die Tat folgen lassen. Und stehen jetzt da wie ein Hundert-Meter-Läufer, der zwar gern Meister werden möchte, aber keinen blassen Schimmer hat, ob er dafür auf 10,9 oder 10,4 oder gar auf 10,1 s kommen muß. Dennoch scheint mir der Sprinter vergleichsweise noch in einer besseren Lage zu sein als Sie: Er hat sich bloß auf *eine* Leistung zu konzentrieren, Sie aber gleich auf eine ganzes Bündel.
Denn das wissen Sie schon: Die 1 im Schießen allein macht's noch nicht. Wer als Bester ausgezeichnet werden will, muß mehr vorweisen. Ein politisch klarer Kopf gehört dazu, und das dementsprechende klassenmäßige Verhalten; ausgezeichnete Ergebnisse in den Hauptausbildungszweigen und gute in den anderen Fächern. Ferner müssen Sie Ihre Waffe und die Ihnen anvertraute Kampftechnik pikobello in Ordnung und stets gefechtsbereit halten, aktiv am gesellschaftlichen und sportlichen Leben teilnehmen sowie ordentlich und diszipliniert sein (und in dieser Richtung selbstverständlich auch auf die anderen Genossen einwirken). Schließlich wird vorausgesetzt, daß Sie bewußt mithelfen, das Kampfkollektiv zu festigen und zu entwickeln sowie in und außer Dienst jederzeit vorbildlich auftreten.
Eine ganze Menge also.
Ich zweifele nicht daran, daß Sie sich ehrlich bemühen werden, all das zu tun. Nur: Man muß eben die damit verbundenen Anforderungen genau kennen. Das sagt auch die neue Wettbewerbsordnung des Ministers – und macht es den Kommandeuren zur Pflicht.

Halten Sie sich also an Ihren Gruppenführer, Genosse Ehrenz! Denn er ist es, der in Ihrem Kampfkollektiv den Wettbewerb zu führen hat. Indem er Sie und Ihre Kameraden berät, welche Ziele sich der einzelne im Interesse des Ganzen stellen sollte. Indem er Ihnen die konkreten Bedingungen erklärt, die es zu erfüllen gilt. Indem er Sie dabei unterstützt und die gegenseitige Hilfe, den Erfahrungsaustausch organisiert. Indem er wöchentlich das schon Erreichte auswertet und die nächsten Ziele absteckt. Und indem er (wiederum zusammen mit seinen Vorgesetzten) all die Voraussetzungen politischer, militärischer, organisatorischer sowie materiell-technischer Art schafft, die nötig sind, damit die persönlichen und kollektiven Verpflichtungen im Wettbewerb erfüllt und damit zu weiteren Taten für die Erhöhung von Kampfkraft und Gefechtsbereitschaft werden.

*

Die Regel ist schon ganz in Ordnung, meine ich. Weil sie nämlich für die Menschen gemacht ist.

Nach dem anstrengenden, mit harten und hohen Forderungen verbundenen Tagesdienst hat der Soldat ein wohlverdientes Recht auf Erholung und Entspannung. Und damit eben auch auf ausreichenden Schlaf, den er ja braucht, um am nächsten Tag wieder voll da zu sein. Folglich heißt es in der Innendienstvorschrift, daß im Tagesdienstablaufplan acht Stunden Schlaf vorzusehen sind – in der Regel von 22.00 bis 06.00 Uhr. Da man aber vor dem Zubettgehn gemeinhin noch seine Abendtoilette macht und Zapfenstreich den *Beginn* der Nachtruhe bedeutet, muß es sich im Kompanieklub schon einige Zeit vor dem Zapfenstreich ausgeflimmert haben.
Nun hat allerdings jede Regel auch ihre Ausnahme.
Um es offen zu sagen: Der Spätabend-Krimi nach Edgar Wallace wäre für mich, trotz des Vergnügens, das ich selber daran habe, keine dieser (übrigens auch in der DV eingeräumten) „begründeten Ausnahmen". Eher schon eine publizistische Sendung wie „Objektiv" oder „Prisma", ein bedeutendes Werk der dramatischen Kunst, eine Theaterübertragung oder ein gehaltvoller Film. Das gehört dann aber auch – mit Datum und Zeitangabe – in den wöchentlich aufzustellenden Klubplan. Da dieser wiederum vom Kompaniechef zu bestätigen ist, dürfte es mit einer kleinen Verlängerung des Fernsehabends eigentlich keine Schwierigkeiten mehr geben. Wohlgemerkt, Genosse Höß: Immer nur verstanden als begründete Ausnahme von der Regel. Wobei ich nicht um die fünf Minuten streite, die eventuell auch ein Krimi über die halbe Stunde vor Zapfenstreich hinausgeht.

Ihr Oberst

Karl Heinz Freitag

Chefredakteur

Auf den Schultern prall gefüllte Seesäcke, in den Herzen die stille Hoffnung, Meeresgott Neptun möge sie sicher geleiten. So entern achtzehn junge Matrosen das Minensuch- und -räumschiff „Anklam". Sie treten ihre erste Seefahrt an. Damit geht ihre militärische und seemännische Grundausbildung zu Ende. Sie haben das Matrosen-Abc erlernt. Drückten die Schulbank, hantierten mit Lehrmodellen, übten „trocken" ihre Spezialfunktionen. Nun sollen sie zeigen, was sie gelernt haben.

FEUERTAUFE bei See

Heiß geht es her an Bord, heiß im doppelten Sinn. Über 40 Grad Hitze im Maschinenraum machen dem Matrosen Werner Eder (oben) nichts aus. Vor dem Wehrdienst fuhr er in Berlin auf einer Diesellok die gleiche Maschine. Matrose Rainer Fränzke (unten) dagegen schwitzt vor Aufregung bei seinen ersten Blinksignalen.

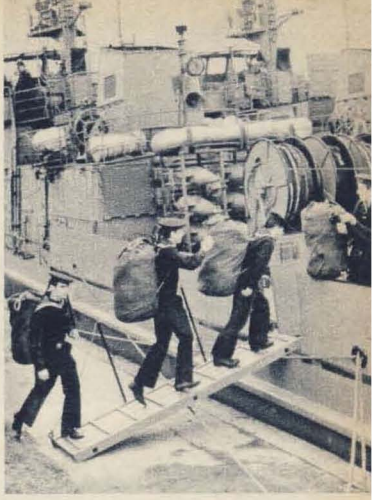
Die Matrosen kennen das Schiff. Von der Hafenausbildung her. Nun aber, da sie mit ihm für mehrere Tage auslaufen sollen, sehen sie es mit anderen Augen. Hier sollen sie jetzt Tag und Nacht leben und arbeiten. Wie wird es sein draußen auf dem Meer? Ob's tüchtig schaukelt? Ob man dabei schlafen kann? Ob sie bei starkem Seegang die Ausbildungsnormen erfüllen? Ob auch andere Schiffe zu sehen sind? Fragen über Fragen. Die Genossen der Stammbesatzung geben Antwort, soweit sie dazu in der Lage sind. Doch die Neugier der Neuen bleibt. Unsicher, teils übervorsichtig tun sie ihre ersten Schritte und Handlungen an Bord. Theoretisch wissen sie Bescheid. Aber wie es auf See wirklich zugeht? Eigene Erfahrung macht noch immer klüger.

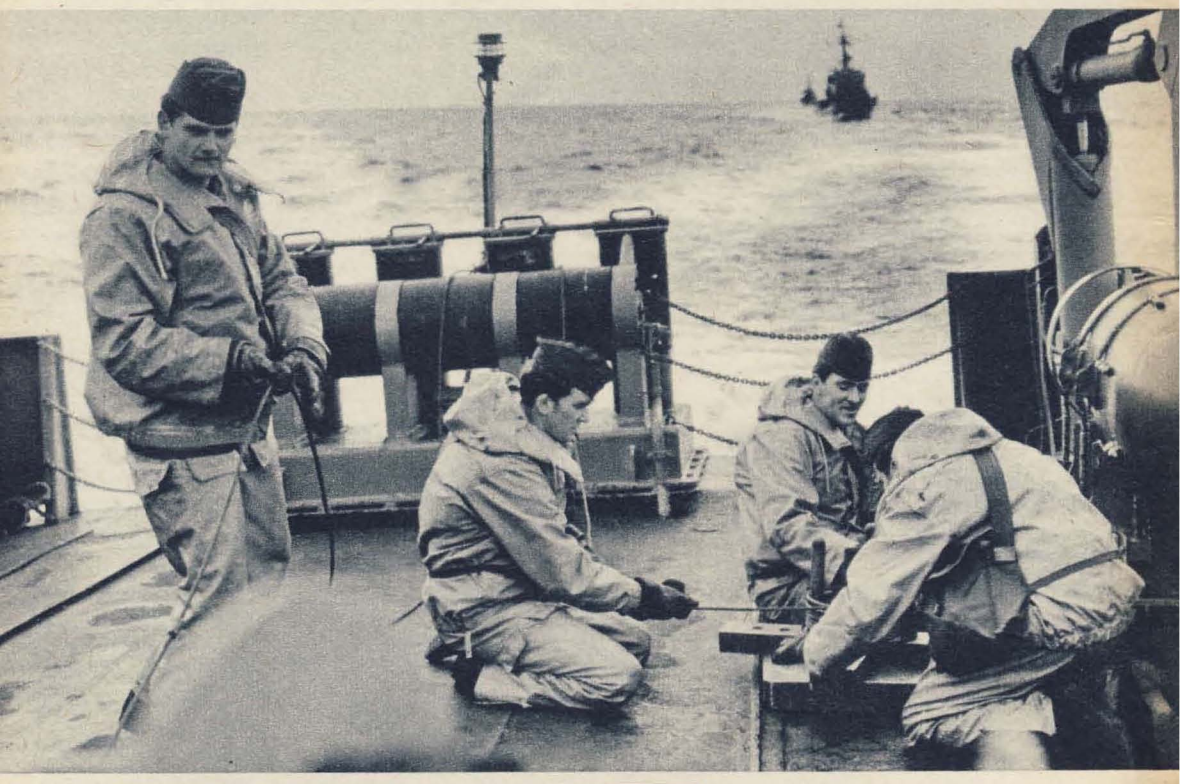
„Leinen los!" Die „Anklam" legt ab. Zwei Schiffe gleichen Typs folgen ihr. Der Verband läuft in Kiellinie aufs offene Meer hinaus. Eine Wendung um neunzig Grad nach steuerbord, und die beiden Schwesterschiffe fahren seitlich der „Anklam".

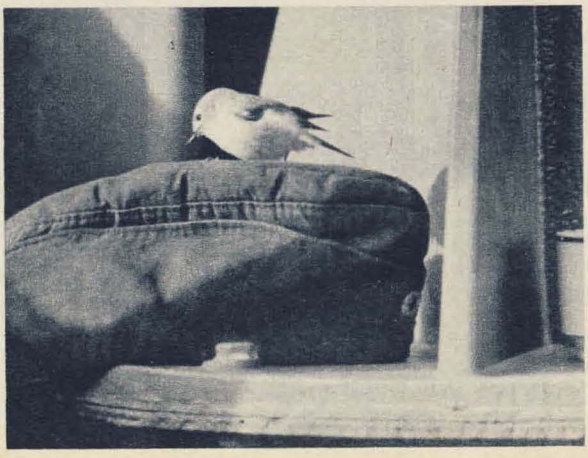
Auf dem Signaldeck steht Rainer Fränzke. Der Kommandant befiehlt ihm, das Signal „Kiellinie" zu setzen. Rainer überlegt, kramt in seinen Kenntnissen. Welche Flaggen braucht er? Um sicher zu gehen, blättert er in der Signaltabelle, die Stabsmatrose Delfs von der Stammbesatzung vorsorglich bereitgelegt hat. Nun zum Flaggenschrank mit den vielen Fächern. Aufgeregt, greift er zwei-, dreimal daneben. Delfs hilft ihm. Fränzke eilt zur Signalleine. Die Karabinerhaken rasten ein. Rainer zieht das Signal hoch. Die bunten Wimpel knattern im

Nordost, der mit jeder Stunde zunimmt. „Melden!" Delfs schubst den Matrosen an. Rainer zupft die Bluse zurecht und meldet dem Kommandanten: „Signal weht vor!" Leise, unsicher klingt seine Stimme, doch ein wenig schwingt auch Stolz mit. Sein erstes Signal auf See! Es kommt an. Die beiden Schiffe nehmen Kiellinie ein. Rainer holt die Flaggen ein.

Mit dem Wind nimmt der Seegang zu. Stärke fünf, grobe See bereits. Meterhohe Wogen tragen das Schiff hoch hinaus, lassen es jäh ins Wellental hinabsinken und heben es erneut empor. Neptun zeigt seinen jüngsten Jüngern, über welche gewaltigen Kräfte er verfügt. Die See schüttelt alle mächtig durch. Wer sich in den Gängen und auf dem Oberdeck nicht festhält, läuft Gefahr, das Gleichgewicht zu verlieren. Einige Neue bezahlen ihre Unvorsichtigkeit mit blauen Flecken. Eine Warnung Neptuns, jeglichen Leichtsinn über Bord zu werfen, wenn man

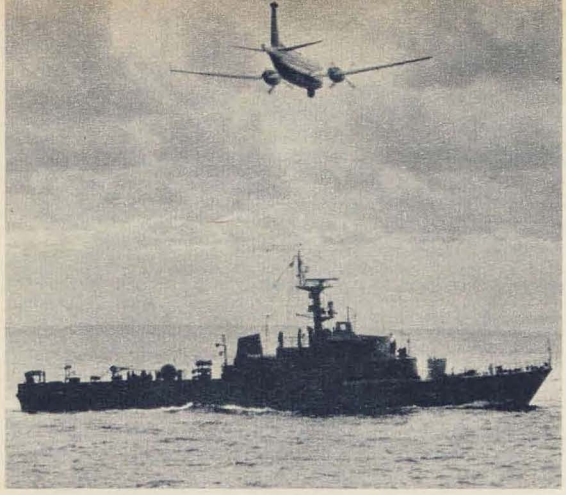




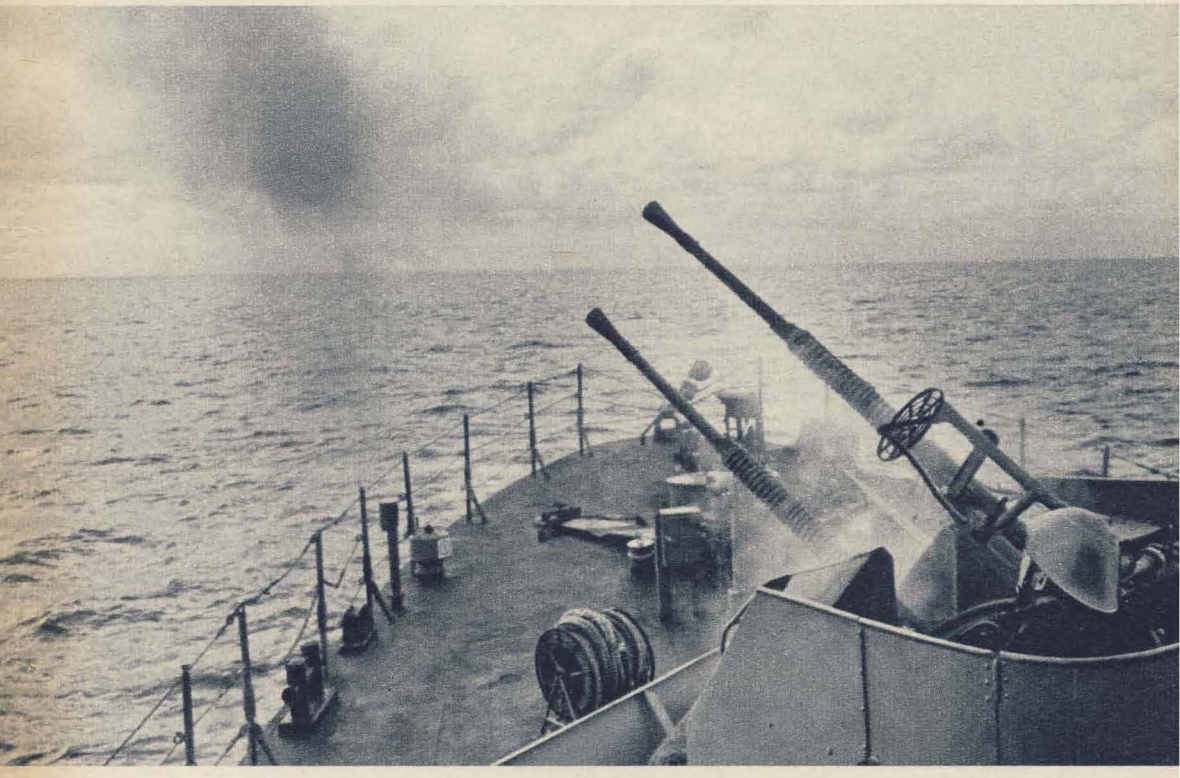


nicht selbst baden gehen will. Mancher mag schon über den breitbeinigen, wiegenden Gang älterer Seeleute gelächelt haben, hier lächelt keiner mehr.

Nach kaum zwei Stunden zollen einige junge Matrosen dem Bärtigen mit dem Dreizack ihren Tribut. Dem Matrosen Volkmann reißt der Wind das Käppi vom Kopf ins Meer. Matrose Quade und einige andere hängen über Eimern. Die Seekrankheit greift



Ungewöhnliche Erlebnisse der jungen Matrosen außerhalb der Ausbildung. Ein piepsendes Federbällchen hat beim Auslaufen den „Landgang" verpaßt und weiß nun mit der großen Matrosenmütze nichts anzufangen. Als weniger friedlicher Vogel erweist sich die „Atlantic", die den Schiffsverband mehrmals überfliegt.



um sich. Beste Therapie dagegen ist Beschäftigung. Das spricht sich bei den Neuen schnell herum. Die Genossen der Stammbesatzung helfen ihnen, die kritischen Stunden zu überstehen. Die Vorgesetzten tun es auf ihre Weise:

„Räumgerät klarmachen zum Ausbringen!" Befehl an den Sperrgefechtsabschnitt.

Auf dem Achterdeck beginnt emsiges Treiben. Vom Sperrmeister angeleitet, holen die Matrosen Bandelin, Descher, Quade, Schiemanz und Völz die Teile des Minenräumgerätes aufs Oberdeck und setzen sie zusammen. Im Hafen haben sie die Norm x-mal unterboten. Hier aber krängt das Schiff, Brecher kommen über. Das erschwert jeden Schritt, jeden Handgriff. Im Eifer verwechselt Descher die Schlepp- mit der Verbindungsleine. Bandelin und Schiemanz arbeiten ohne Sicherheitsgurt an der Heckführungsrolle, ganz hinten am Schiff. Quade trägt keine Schutzhandschuhe beim Umtrommeln der Schleppleine. Meister Wendlandt korrigiert ihre Fehler. Sie sollen daraus lernen. Ihre Norm schaffen die jungen Matrosen diesmal nicht. Doch dafür kennen sie jetzt besser die Bedingungen, unter denen sie auf See mitunter arbeiten müssen.

Kaum ist das Räumgerät verstaut, da gibt es Fliegeralarm. Eine Maschine ist gesichtet worden. Dicht über der Wasseroberfläche. Sie erweist sich als Seeaufklärungs- und U-Boot-Bekämpfungsflugzeug vom Typ Breguet „Atlantic". Schwarzes Balkenkreuz, Aufschrift „Marine", taktische Nummer 61-04. Von der westdeutschen Kriegsmarine. Mehrmals umkreist und überfliegt sie die „Anklam". Wenig später donnern noch zwei Starfighter im Tiefflug dicht über die Mastspitzen der Schiffe hinweg. Auch mit dem Balkenkreuz.

Alles, was auf dem Oberdeck Augen hat, schaut den Maschinen hinterher. Routinemäßige Aufklärung? Bewußte Provokation? Keiner weiß es. Zumindest ist es unhöflich, ungehörig, wenn Kriegsflugzeuge Schiffe eines anderen Landes in Friedenszeiten derart herausfordernd überfliegen. Die Bundeswehrpiloten leisten sich solche Frechheiten. Den Neuen zeigt dieses Vorkommnis anschaulich, mit welchen Mitteln und Methoden der imperialistische Klassengegner arbeitet.

Abend. In einer Bucht geht der Schiffsverband vor Anker. Doch Neptun gönnt den Matrosen auch hier keine Ruhe, sondern treibt in der Nacht die Wellen noch höher. Bis Seegang sieben, hohe See. Die heranrollenden Wogen werfen das Schiff hin und her. Es zerrt an der Ankerkette. Der Beherrscher des Meeres prüft die jüngsten Fahrensleute auf Seemannsherz und Nieren. Ihnen soll nichts erspart bleiben. Doch sie alle, von wenigen zeitweiligen Ausnahmen abgesehen, bleiben seefest.

Der Morgen zeigt sich freundlicher. Wind und Wellen haben

nachgelassen. Alle atmen erleichtert auf. Auch der Kommandant. Er war schon besorgt um das vorgesehene Luftzielschießen. Nun kann es stattfinden. Skeptisch sind nur noch die jungen Artilleriegasten. Werden sie schießen und treffen können bei dem noch immer stürmischen Wetter?

Peter Volkmann macht den Anfang an der Zwillings-Fla-Waffe. Vom Vorderdeck wird ein Ballon aufgelassen. „Feuer frei!"

Peter lädt die Waffe durch, richtet das Ziel an, wie er es gelernt hat. Er schießt zum erstenmal vom fahrenden Schiff auf ein sich ebenfalls bewegendes Ziel. Deshalb ist er ein wenig unsicher, ob er Haltepunkt und Vorhaltemaß auch richtig wählt. Er drückt ab. Zwei, drei kurze Feuerstöße. Dicht am Ballon streichen sie vorbei. Doch sie liegen noch im Zielkreis und zählen als Treffer.

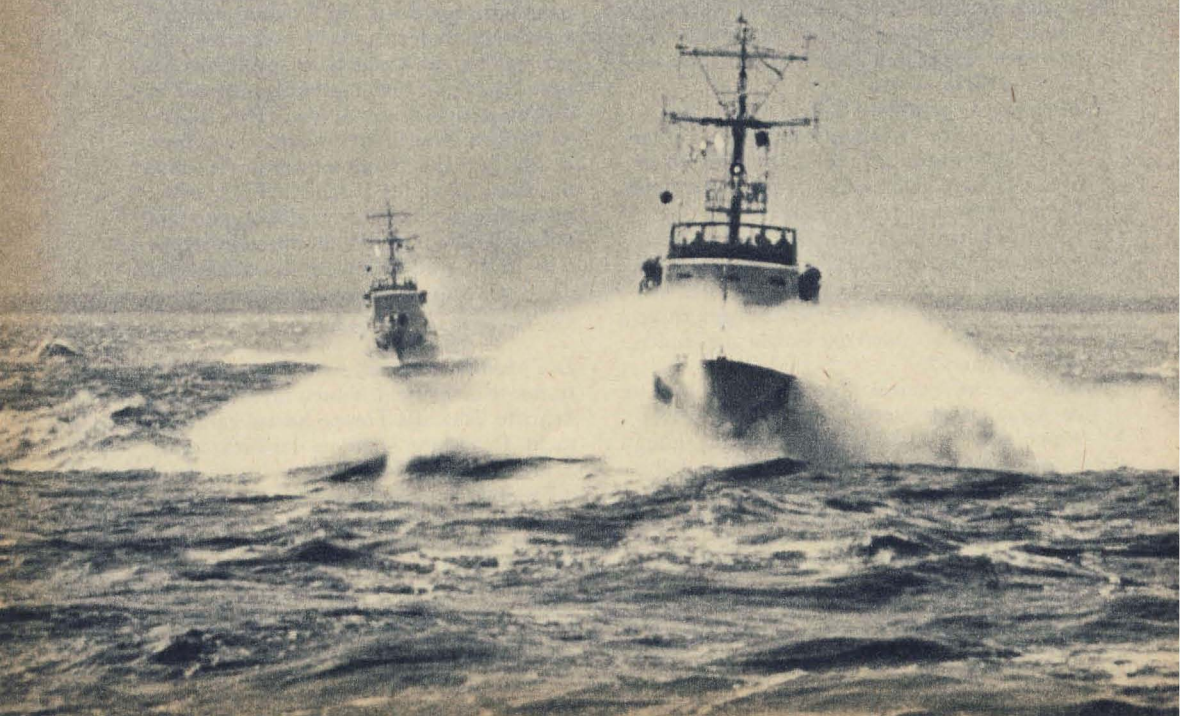
Der nächste Ballon steigt für Klaus-Dieter Stegemeyer auf. Die Waffe bellt. Daneben. Nächster Feuerstoß. Volltreffer! In tausend Fetzen zerrissen, flattert der Ballon aufs Meer herab. Freude, Jubel auf der „Anklam". Klaus-Dieter strahlt. Wie er das gemacht hat? „Einfach voll draufgehalten", antwortet er. Er ist Schützenkönig des Tages. Diesen inoffiziellen Titel jagt ihm keiner mehr ab, obwohl auch die Schüsse der anderen im Zielkreis liegen.

Neptun scheint die Freude der Artilleristen zu teilen, ihre Leistungen scheinen ihn zu befriedigen. Als die Schiffe Kurs Stützpunkt nehmen, zeigt der Alte wieder eine freundliche Miene. Selbst die Sonne blinzelt hinter der aufgerissenen Wolkendecke hervor.

Achtzehn junge Matrosen gehen von Bord der „Anklam". Ihre erste Seefahrt ist zu Ende. Bereichert um viele neue Eindrücke, Erlebnisse und Erfahrungen, setzen sie den Fuß wieder an Land. Müdigkeit liegt auf ihren Gesichtern. Der Graubart mit dem Dreizack hat sie gründlich gelehrt, wie hart und anstrengend ihr Dienst auf dem Meer sein kann.

Noch wenige Tage, dann werden die Genossen auf andere Schiffe oder Boote steigen. Wenn sie dort ihren Genossen erzählen, sie hätten ihre seemännische Feuertaufe bei Seegang sieben erhalten, wird es vielleicht nicht jeder glauben wollen. Doch es ist kein Seemannsgarn. Neptun persönlich ist ihr unanfechtbarer Zeuge.

R. Dressel



Heinz Victor Ivan

KOSTBARES GUT

Jede Zeile eines großen Schriftstellers
wird zu einer Kostbarkeit für die Nachkommen.
Puschkin

Nur selten kämpfte sich die Sonne durch tiefziehendes Gewölk. Dann glitzerten die Schneekappen auf den Ackerschollen, und am Horizont hob sich aus den Wäldern das Silberband des Don wie flüssiges Blei.
Jetzt, gegen Ende des Tages, gaben die Wolken den Himmel frei. Da überflutete safrangelbes Licht die Steppe und den Wald, die Felder und die Siedlung. Ostwind umspielte das hohe Holzhaus in der Staniza Wjoschenskaja. Tolpatschig vertraulich rüttelte er an den Fensterläden und umsprang den Dachfirst, als mache es ihm Vergnügen, auf dem kienduftenden Holz entlangzufegen.
Im großen Zimmer des Obergeschosses knarrten die Dielen unter festen Schritten. Der Mann blieb hochaufgerichtet an einem der Fenster stehen. Er blickte auf den breiten Fahrweg, der endlos in die Steppe hinauslief. Ein Telefonat aus dem Rayon-Komitee der Partei hatte unerwarteten Besuch angekündigt. Unrast und Unruhe zerrten an den Gedanken des Mannes. Die Vorstellung, Verlorengeglaubtes wiederzusehen, ließ sein Herz klopfen, unbändig, alles Blut zusammendrängend wie in den Stunden der Arbeit an seinem Werk.
Fünfzehn Lebensjahre hatte der Don, der stille breite Strom, ihn an das Manuskript gefesselt. Er entsann sich der Nacht, die schlaflosen Nächten gefolgt, als der letzte Satz, endlich geboren, aus der Feder floß. Sein Gedächtnis hatte diesen Satz für alle Zeit festgehalten: „Das war alles, was ihm im Leben geblieben war, was ihn einstweilen noch mit dieser Erde und mit dieser ganzen gewaltigen, in den kalten Strahlen der Sonne gleißenden Welt verband."
Die letzte Seite seines Manuskriptes! Oben in der Ecke hatte violette Tinte korrigiert. Den Abschluß vollendete Maschinenschrift. Fünf Jahre waren seither verronnen. Bittere Jahre für die Heimat, für das ganze weite Land, das er von seinem Arbeitszimmer aus überschauen konnte und das nun endlich wieder, befreit vom Krieg, friedlich zu seinen Füßen lag.
Unten, im Haus, klappten Türen. Aber das war nicht der Wind. Die Hausfrau richtete alles zum Empfang des Gastes.
Der große stattliche Mann trat vom Fenster zurück und legte Buchenscheite in den Ofen. Knisternd leckte das Feuer nach den Kloben. Und der safrangelbe Schein der untergehenden Sonne und die gelbroten Flammen, die aus der Feuerung gierten, vereinten den Raum mit der endlosen Weite draußen.
In das Singen des Ostwindes fiel ein brummender Ton. Wieder lief der Wartende zum Fenster. Zwei Lichtpünktchen glitten auf dem Fahrweg der Staniza entgegen. – Vor vier Jahren, an einem Sommertag 1941, war er auf dem gleichen Wege nach Hause gekommen. Das Grollen der Front hatte ihn vorwärts getrieben zu den Seinen und zu seinem Werk. Auf der Treppe des blauen Holzhauses war ihm die Frau entgegengeeilt. Stumm hatten sie sich umarmt. Später, als er Abschied genommen hatte von Frau und Kindern und der Lastwagen in der Dunkelheit verschwand, schleppte er die kleine Kiste mit seinen Manuskripten und Lieblingsbüchern zum Verwaltungsgebäude der Staniza. Hier sollten sie bleiben. Was in ihr enthalten, war hier geboren. In dieser Nacht schwor der Archivar mit ihm: „Tod den Faschisten! Der Don möge sie verschlingen, der stille breite Fluß!"
Schneidend war der Wind über die Steppe gefahren, als er im Dämmern des aufziehenden Tages die Staniza verließ, der Front entgegen . . .

Das Motorengeräusch schwoll an und verstummte. Schritte dröhnten im Haus, schwere Schritte, doch die Treppe herauf kamen sie sacht. Der Mann schaltete das Licht am Schreibtisch ein. Seine Hände legten sich auf die weißen Papierbogen, das Warten war zu Ende.

Die Tür stieß auf. Ein junger Offizier salutierte militärisch. Er trug die Uniform der Panzerwaffe, seine Pelzmütze saß verwegen auf dem dunklen Haar.
Michail erhob sich. Er nahm wahr, daß keine Holzkiste hereingetragen wurde, keine. Sein Herz hämmerte. Er mußte das wilde Herz zur Ruhe zwingen.
Der Offizier trug eine Ledertasche bei sich. Michails Blick sog sich an ihr fest, bis die Soldatenhände der Tasche eine abgegriffene Mappe entnahmen. Der Offizier legte die Mappe behutsam auf den Schreibtisch, sehr behutsam.
Michail schlug die Mappe auf. Eng beschriebene Seiten – seine Handschrift. Rote, schwarze, violette Tinte. Maschinenschrift und wieder und wieder Korrekturzeichen. Die Zeilen lebten. Er hatte sie ins Leben gerufen. Seine Bauernhände entnahmen der Mappe Blatt um Blatt. Sein Werk. Doch manches Kapitel des „Stillen Don" suchte er vergebens. „Jetzt brauchte er nicht mehr zu eilen . . .", las er. Der Tod Aksinjas rührte ihn an. Er vergaß sein Gegenüber. Zerknittert, eingerissen, an vielen Stellen war die Tinte zerflossen, erzählten die Seiten auch von einem langen Weg zurück zu ihrem Schöpfer.
Das Ticken der Wanduhr schwebte auf der Stille, die im Zimmer lag. Michail schloß die Mappe. Er blickte in das Gesicht des Mannes ihm gegenüber. Jung und ernst, ein Kämpfergesicht. An der rechten Wange eine Narbe. Lieb und vertraut wie sein Werk war ihm das junge Gesicht seines Volkes. Und während er den Blick in das Innere des Sowjetsoldaten dringen ließ, dachte er: Ein verteufelter Kerl bist du! In jeder Beziehung!
Ein Lächeln trat ihm in die Augen. Es sprang über auf den Gast. Zwei Menschen verstanden einander.
„Wo haben Sie das", Michail schluckte, denn die Kehle war ihm rauh, „wo haben Sie das gefunden? Erzählen Sie, bitte."
Der Hausherr stand auf. Sein Blick zog hinaus in die einbrechende Dunkelheit. Glutrot sank die Sonne hinter die Wälder. Im Ofen heulte der Wind.
Alexej Petrowitsch Wetschnikow begann seinen Bericht. Seine Stimme klang klar und schlicht. Sie besaß die Kraft, das Zimmer zu weiten. „Der Feind war hier. Sie wissen es, Genosse Michail Alexandrowitsch. Wir haben ihn verjagt."
Michails Blick ging über die unendliche Steppe. Er sah das friedliche Winterkleid des ukrainischen Landes zerrissen, zermalmt vom Granatfeuer. Der Feind flieht. Brennende Dörfer bis zum Horizont künden es.
„Mein Panzer rollte durch die Staniza Wjoschenskaja. Ich habe an Sie denken müssen, verehrter Michail Alexandrowitsch. Ich kenne alle Ihre Erzählungen und Romane. Ich wußte, Sie sind hier zu Hause. – Plötzlich steht mitten im Fahrweg eine Gestalt und winkt. Eine alte Bäuerin. Ich konnte nicht verstehen, was sie mir herauf zum Panzerturm rief. Ich fühlte, es mußte etwas Besonderes sein."
Der Hausherr setzte sich auf die Ofenbank. Er schaute versunken auf die starken Balken der Zimmerdecke. So war es also gewesen. Eine alte Bäuerin hielt den Panzerkommandanten der siegreichen Roten Armee an.
„Sie winkte, bis ich absprang. ‚Söhnchen', flüsterte sie, wohl noch nicht gewöhnt, wieder laut sprechen zu können, ‚Söhnchen, komm mit!' Und sie führte mich zu ihrer Erdhütte und brachte ein Paket heraus.
Es ist Papier drin, dachte ich und nahm an, sie wolle uns Soldaten etwas Gutes antun mit einem Packen Zigarettenpapier. Ich drückte ihr einen Kanten Brot in die Hand und rannte davon.
Wir zogen weiter nach Westen. Für die Ruhestellung wollte ich die Freude aufheben. Alle sollten in den Genuß des Papiers kommen. Wolodja sah ich zufrieden und breit lächeln. Na, gib' schon her! hätte Petja sicher gesagt, und Viktor würde verzichten als Nichtraucher. Aber alles kam anders. Als ich das Paket öffnete, hielt ich eng beschriebene Blätter in der Hand. Und dann, dann las ich im ‚Stillen Don'."
Ein tüchtiger Kerl ist er. Verteufelt noch mal, er hat's gut angesehen. Augen haben die Jungs! dachte der Mann auf der Ofenbank.
„Freundchen, es wird nichts, mußte ich den Machorka-Spezialisten sagen. Das ist kein Papier für Papiros, sondern", unwillkürlich dämpfte der Erzähler auch jetzt die Stimme, „das ist ein Schatz. Kostbares Gut!"
Ein verflixt tüchtiger Bursche ist er! sann Michail. Drei Jahre hat er bis zu mir gebraucht. Hat gesiegt!
Der junge Gast setzte sich neben Michail auf die Ofenbank. In sein Gesicht trat ein Zug, als erlebe er alles noch einmal: „Wir vier in unserem Panzer wußten um die wertvolle Fracht. Wolodja hat gut gefahren. Wir jagten den Feind, und kein Treffer zwang uns zum Aussteigen. Unter dem Funkgerät lag das Paket. Unser ganzes riesiges Sowjetheer hat es mit seinem Sieg über die imperialistischen Eindringlinge verteidigt und erhalten."
Michail Alexandrowitsch Scholochow schloß den Panzerkommandanten in seine Arme. Und um nicht seine Rührung zu zeigen, ging er zur Tür und rief hinunter: „Maria Petrowna, setz den Samowar an. Wir kommen."

Mehr Brisanz

Interessant war der Beitrag über die Feuerwerker (AR 1/72). Allerdings würde ich mir die Wirkung einer Sprengkapsel doch etwas größer wünschen. Vermutlich wäre dann das Loch in der Blechbüchse etwas größer, welches sich das Mädchen auf dem großen Foto auf Seite 87 so interessiert betrachtet!
Meister der VP Cramer, Cottbus

Abhärtung

Im Dezemberheft 1971 erwähnen Sie in dem Beitrag „Hilfe, soviel Hygiene", daß der Frühsport bei Temperaturen bis zu +5 °C mit freiem Oberkörper durchzuführen ist. Ich möchte wissen, in welcher Dienstvorschrift das steht.
Unterleutnant Elze, Bernsdorf

„Handbuch Militärisches Grundwissen", Seite 515, Ziffer 7.1.3. Dieses Buch ist als Ausbildungsmittel bestätigt worden, also einer Dienstvorschrift gleichzusetzen.

Lange Haare – kurzer Verstand?

Die Meinung des Walter Berger zum Haarschnitt (Postsack 1/72) finden wir nicht nur unakzeptabel, sondern auch äußerst primitiv. Wenn man seiner Logik folgt, dann sind Marx oder Einstein geistige Neandertaler, weil sie lange Haare trugen. Oder die GI's in Südostasien, die ja meist „Bürste" tragen, oder Kongo-Müller, das sind dann Intelligenzriesen, obwohl sie schlimmer als Bestien wüten. Es kommt doch hauptsächlich darauf an, was man unter der „Perücke" hat. Keiner hat das Recht, einen Menschen von vornherein zu verurteilen, weil er mit der Mode mitgeht.
Offiziersschüler Schleede und Herrchen, Kamenz

. . . Eine ganz andere Sache ist es, daß manche Langhaarigen weder den entsprechenden Beruf noch den nötigen Geschmack haben, um ihren Kopfschmuck so sauber und ordentlich zu halten, daß man als Mitmensch nicht abgestoßen wird. Lange Haare, kurzer Verstand trifft ebensowenig zu wie kurze Haare Attribut für das Genie sind.
Soldat Schmieder, Leipzig

Der Geist blieb der alte

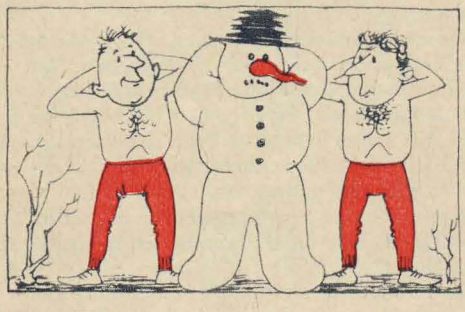
In unserem FDJ-Schuljahr diskutierten wir über den Charakter der Bundeswehr. Maßgebend für die Erziehung und Gesinnung der Soldaten ist ja auch die Geisteshaltung der Offiziere. Viele von ihnen stammen noch aus der Ära des Hitlerfaschismus. Wir würden gern näheres darüber erfahren.
Harry Müller, Altenburg

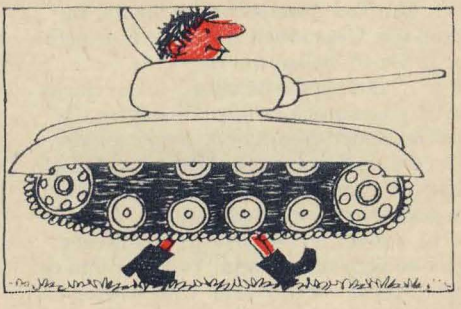
Bis 1968 dienten insgesamt 45 Generale in der Bundeswehr, die bereits unter Hitler im Generalsrang standen. Alle derzeitigen Generale und Admirale waren 1945 in der Regel Oberst, Oberstleutnant oder Major der faschistischen Wehrmacht und zum größten Teil in Generalstabs- oder mittleren Kommandostellen eingesetzt. Heute versehen noch 9 000 ehemalige Wehrmachtsoffiziere ihren Dienst in der Bundeswehr (das sind 37% des Berufsoffizierskorps).

Damit der Lukendeckel zugeht

Können Sie mir sagen, wie groß man sein darf, um in einem Panzer seinen Dienst zu versehen?
Rolf Schulze, Engeisen

Höher als 1,80 m darf die Meßlatte bei der Musterung nicht anzeigen, sonst heißt es, sich für eine andere Waffengattung zu entscheiden.





„Stabü" hat sich gelohnt

Ich bin seit 25 Jahren Lehrer. Einer meiner ehemaligen Schüler studiert jetzt an einer Offiziershochschule. Er bat mich um Bürgschaft für seine Kandidatur in der SED. Unter anderem schrieb er mir: „Es macht mir große Freude, ein sozialistischer Offizier zu werden. Manchmal gibt es harte Stunden, mit festem Willen und Mut schafft man sie! Ich erkenne jetzt richtig, wie entscheidend der Marxismus-Leninismus für einen sozialistischen Menschen ist. Schon die Staatsbürgerkunde in der Schule hat mir viele Auf-

schlüsse gegeben. Das kommt mir jetzt zugute. Auch die vormilitärische Ausbildung bereitete mir viel Spaß. Man erhält durch sie Kraft, Mut und Ausdauer. Ich rate jedem Jugendlichen, an dieser Ausbildung und am Sport teilzunehmen."
Rolf Zedtler, Meißen

Grenzerlob

Wir alle hier finden Ihr Magazin sehr gut. Sie berichten genau über das, was uns Soldaten interessiert. Besonders gut finden wir den Postsack. Dort können Soldaten ihre Probleme veröffentlichen und erhalten Antwort auf ihre Fragen. Wir glauben, daß alle Soldaten in der AR eine gute Ratgeberin haben.
Soldat Becker, Ilsenburg

Keine Preisfrage

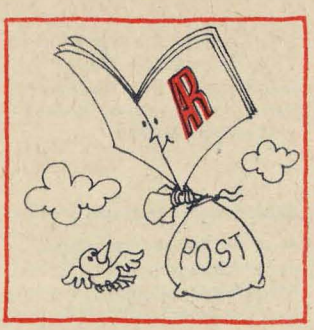
Ende Januar sah ich in Leipzig zwei Offiziersschüler (Artillerie, 2. Studienjahr). Ein Offiziersschüler trug eine Offizierswintermütze, der andere eine Soldatenwintermütze. Welcher von den beiden war vorschriftsmäßig gekleidet?
Bernd Drosdzol, Leipzig

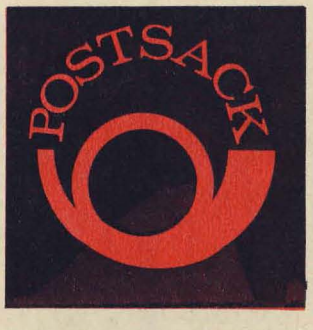
Der letzte, denn mit der Uniform der Berufssoldaten dürfen sich Offiziersschüler erst ab 3. Lehrjahr kleiden.

Mach mit – bleib fit

Müssen Soldaten auf Zeit, wenn sie zum Unteroffizier befördert worden sind, wie alle Soldaten am Frühsport teilnehmen oder haben sie dann nur noch die Aufgabe, als Verantwortliche den Frühsport mit der Gruppe durchzuführen?
Barbara Schmidt, Merseburg

Da durch den höheren Dienstgrad keine automatische Körperkräftigung eintritt, kann und soll der Kommandeur Frühsport auch für Unteroffiziere befehlen. Dabei müssen diese Genossen entweder als Teilnehmer oder als Ausbilder auftreten.





Dies und das

Wer verkauft mir den Marinekalender 1971?
Wolfgang Gotthardt,
7233 Frohburg,
Straße des Friedens 32

Suche Fotos, Bücher und Abhandlungen über Flugzeugträger.
Joachim Jacob, 92 Freiberg,
August-Bebel-Str. 20a

Wer gibt ab: Motor-, Fliegerkalender bis 1970; „Militärtechnik" Jahrgänge 1967–69, Hefte 5, 7, 9/70?
Gerald Merkel, 50 Erfurt,
Lerchenweg 22

Im Klub der Offiziere von morgen

Kürzlich wurde in Bernburg ein Klub junger Offiziersbewerber gegründet. 25 Jugendliche berieten gemeinsam mit Major Urban vom Wehrkreiskommando das Arbeitsprogramm des Klubs, über den der Vorsitzende des Rates des Kreises die Schirmherrschaft übernommen hat. Exkursionen, Vorträge, Filme und Diskussionsabende werden dazu beitragen, daß die Jugendlichen gründlich auf ihren Beruf vorbereitet werden.
Hauptwachtmeister Clauß, Bernburg

Gäule in der Luft?

Bei Berichten über die Kämpfe in Vietnam wurde oft eine amerikanische Luftkavallerie-Division erwähnt. Ich kann mir schlecht vorstellen, daß die USA hier irgendwie mit Pferden operieren.
Soldat Bernstein, Marxwalde

Eine Reiterei wird hier auch nicht aufs Gefechtsfeld geführt, wohl aber will man sich mit dem Namen an die hohe Beweglichkeit und Angriffswucht dieser alten Waffengattung anlehnen. Die 11. amerikanische Luftangriffs-Division wurde Mitte der sechziger Jahre zur 1. Luftkavallerie-Division umgebildet und 1965 offiziell nach Südvietnam verlegt. Ausgerüstet mit Hubschraubern, Jagdbombern und Transport-

flugzeugen soll sie zu selbständigen Luftlandeeinsätzen fähig sein und eine schnelle Verstärkung der luftgelandeten Kräfte sowie ihre schnelle Rückverlegung aus dem Kampfgebiet ermöglichen. Mit dieser Struktur hoffen die USA, ihre angemaßte Rolle als „Weltgendarm" besser verwirklichen zu können.

Was machst du mit dem Knie . . .?

Hosenbandorden – gab es den wirklich oder ist das nur ein Scherzwort?
Obermatrose Heils, Peenemünde

Dieser Orden, bestehend aus einem Samtband, Medaillon und Stern, kam 1350 auf und ist eine englische Auszeichnung. Er wird an höchstens 25 Personen verliehen. Da er der höchste Orden ist, wird das Band recht tief getragen, nämlich unter dem linken Knie. Die Inschrift lautet: „Honi soit qui mal y pense – Ein Schelm, wer Böses dabei denkt."

Standortwechsel

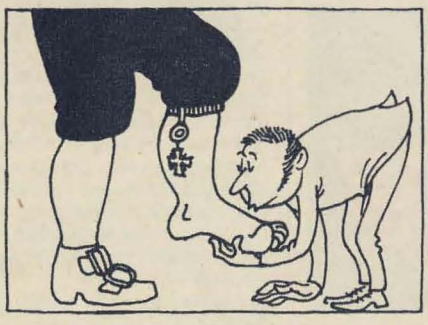
Ich habe erfahren, daß das Armeemuseum von Potsdam weggezogen sein soll. Könnt Ihr Euch dazu äußern?
Unteroffizier Heimchen, Rostock

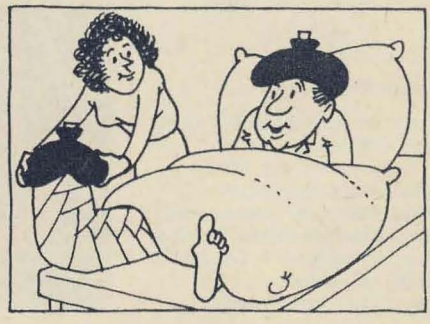
Das Museum befindet sich jetzt in 806 Dresden, Dr.-Kurt-Fischer-Allee. Auf einer weit größeren Ausstellungsfläche präsentiert es dort die deutsche Militärgeschichte von 1400 bis 1971. In Potsdam, Neuer Garten, bleibt eine Außenstelle des Armeemuseums Dresden weiterhin bestehen.

Militärarzt als Hausarzt?

Muß ein Armeeangehöriger, der im Standort wohnt, in den Med. Punkt einziehen, wenn es sich um eine Krankheit handelt, die keine spezielle ärztliche Aufsicht erfordert?
Renate Hennig, Großenhain

Nicht unbedingt. Verheiratete Genossen können auch in ihrer Wohnung behandelt werden. Allerdings müssen der Arzt und der Kommandeur des Truppenteils dem zustimmen.





Wiedersehen ist wunderschön

Ich würde mich freuen, von den Genossen, welche unter der Leitung des Gruppenführers Unteroffizier Nicolai und des Zugführers Leutnant Zobel von 1954 bis 1959 ihren Dienst im Grenzkommando Poppenhausen/Thür. versahen, ein Lebenszeichen zu erhalten.
Hauptwachtmeister Werner Stephan, 611 Hildburghausen, Coburger Straße 7

Von 1957 bis 1962 diente ich bei einem Truppenteil der Deutschen Grenzpolizei in Ladebow/Greifswald. Damals bildeten wir eine Musikkapelle, die sich „Grenz-Combo" nannte und von Oberleutnant Egon Graap geleitet wurde. Mit Vergnügen würde ich ein Wiedersehen der Musiker und aller Genossen, die uns unterstützten, organisieren. Als Treff würde ich Greifswald vorschlagen. Ich bitte die Genossen Graap, Jeese, Majewski, Fiebig, Empacher, Schulz, Glawe, Bliesner, Henning, Gunia, Herzog und Schühlke, mir ihre Anschriften zu nennen.
Obermaat der Reserve Joachim Ewald, 22 Greifswald, Schollstraße 9

Medizinische Schranken

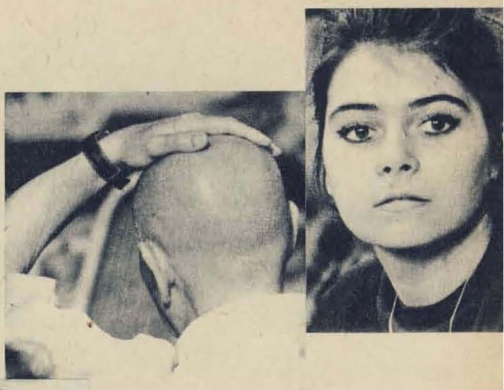
Das sind ja ganz schöne Anforderungen, die an den Soldaten beim Härtetest gestellt werden (AR 2/72). Wer garantiert nun, daß nur die körperlich geeigneten Soldaten auf die Strecke geschickt werden?
Hans-Dieter Zerbst, Wolfen

Der Militärarzt. In Zweifelsfällen überprüft er vor dem Test den einen oder anderen Genossen. Während der Übungen selbst verfolgen Angehörige des medizinischen Dienstes das Geschehen.

Unter uns gefragt

Kennen Sie einen Soldaten oder Matrosen (es darf auch ein Maat, Unteroffizier oder Offiziersschüler sein), der in nächster Zeit heiratet oder Vater wird? Wenn Sie jetzt rufen: „Ja, da ist doch der. . ." – dann schreiben Sie uns Name sowie NVA- und Heimatadresse des Bräutigams oder werdenden Vatis. Es bedankt sich schon jetzt für Ihre Mithilfe
Redaktion „Armee-Rundschau"

Illustrationen: Klaus Arndt



Der Sachverhalt:

Der AR-Hauptpreis mit einem Wert von weit über tausend Mark ist aus einem Wochenendhaus verschwunden, wo er nach einem Schaden am Transportfahrzeug vorübergehend untergebracht werden mußte. Es gibt keinen Zweifel, daß ein Einbrecher am Werk war; soviel konnte die sofort aus prominenten Film-Kriminalisten gebildete Einsatzgruppe bereits ermitteln. Auf den folgenden Seiten ist zu sehen, daß sie angestrengt am Tatort arbeitet.

Die Frauen und Männer um Hauptmann Florian von der Mühle sind sich einig: Der Täter muß ein raffinierter Bursche sein. Überall finden sich verdächtige Spuren. Jede muß gesichert, jeder muß nachgegangen werden. Glücklicherweise ist die richtige Spur schon entdeckt worden. Es fragt sich nur – von wem? Und eben diese Frage stellen wir allen Lesern des Soldatenmagazins:

GROSSFAHNDUNG

Welcher der fünf Detektive ist auf der heißen Spur?

Sachdienliche Hinweise nehmen entgegen:
Hauptmann Florian von der Mühle
Duchessa von Guastalla
Stupsi
Häuptling Weitspähender Falke
Soldat-General Ralf Horricht

Der Einfachheit halber richten Sie Ihre Zuschriften, die selbstverständlich – wie allgemein üblich – vertraulich behandelt werden, auf einer Postkarte bis zum 20. Juni 1972 (Datum des Poststempels) an die

Redaktion „Armee-Rundschau"
1055 Berlin, Postschließfach 7986
Kennwort: „Großfahndung"

Übrigens: Wenn Sie Schwierigkeiten mit den Filmnamen unserer Detektive haben sollten, so können Sie auch den richtigen Namen schreiben.

Jeder kann viermal gewinnen

Denn jeder kann sich mit Einzellösungen an den 3 Etappen der Fahndung im Mai-, Juni- und Juliheft der „Armee-Rundschau" und mit der Zusammenfassung aller drei Einzellösungen zum kompletten Ermittlungsergebnis im Heft 7/1972 beteiligen. Also nicht nur die Einzellösung einschicken, sondern auch merken und notieren!
In jeder Folge werden unter den richtigen Zuschriften mit Einzellösungen – heute also für den richtigen Namen des Detektivs, der auf der heißen Spur ist – einmal 250 Mark sowie zehnmal 25,– Mark ausgelost. Dazu 100 Star-Postkarten unserer fünf Detektive.

? ? ?

Drei Fragezeichen stehen bis jetzt noch über dem Hauptgewinn für das komplette Ermittlungsergebnis aus allen drei Etappen unserer Großfahndung. Bekannt ist nur, daß er einen Wert von weit über tausend Mark hat. Gesagt werden kann dagegen, daß der Gewinner an einem

Diebe waren am Werk. In finsterer, regnerischer Nacht wurde ein wertvoller Gegenstand entwendet – ein Gegenstand zudem, der

5000.-MARK Belohnung!

nicht uns gehört, sondern einem Leser des Soldatenmagazins: Dem Gewinner des in diesem Heft beginnenden dreiteiligen Preisausschreibens.

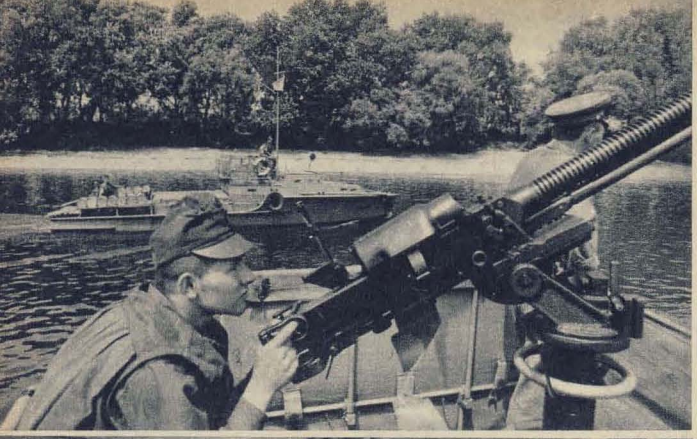
Septembertag 1972 mit dem Auto bei sich daheim (oder auch in der Kaserne) abgeholt, für ein Wochenende ein Zimmer im Interhotel „Stadt Berlin" beziehen, viele schöne Erlebnisse in unserer Hauptstadt haben und an diesem Tag auch den sich gegenwärtig noch hinter drei Fragezeichen verbergenden Hauptpreis in Empfang nehmen wird. Weiterhin werden unter Ausschluß des Rechtsweges unter den richtigen Einsendern des kompletten Ermittlungsergebnisses ausgelost:

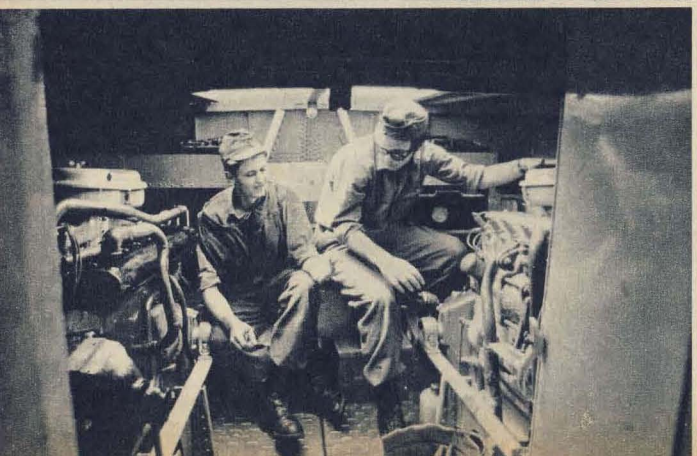
10 Hundert-Mark-Scheine
10 Fünfzig-Mark-Scheine
50 Zehn-Mark-Scheine

Also: Nicht vergessen, im nächsten Heft geht's weiter. Und wenn Sie sich dann auch noch das übernächste sichern, können Sie ganz groß rauskommen in unserer Großfahndung.

GROSSFAHNDUNG

GROSSFAHNDUNG





Matrosen ohne Mützenband

Sahen die Flußkanonenboote vergangener Jahrzehnte noch wie verkleinerte Panzerschiffe aus, so gleichen die Fahrzeuge der Donau-Flottille heute mehr schnittigen Sportbooten. Kam es damals vorwiegend auf die Artilleriebestückung an, so entscheiden jetzt Schnelligkeit und Manövrierfähigkeit. Als Schiffsbewaffnung genügt ein überschweres Maschinengewehr 14,5 mm. (Am Ruder im Fahrstand: Matrose Péter Illés.)

Sie tragen olivgrüne Uniformen wie die Landstreitkräfte der Ungarischen Volksarmee und sind doch Matrosen. Fahren sie auch nicht auf großen Schiffen, so sind ihnen doch Wind und Wetter wohlvertraut – ihnen, den Männern der ungarischen „Duna-Flottilla", über die Major Ernst Gebauer in Wort und Bild berichtet.

Die Donau ist der zweitgrößte Strom Europas und zugleich der wichtigste West-Ost-Wasserweg des Kontinents. Ihre Navigationsperiode reicht vom Februar bis zum Dezember. Die Tiefe des Flusses von vier bis sechs Metern ermöglicht noch Seeschiffen von 2000 ts die Reise stromauf bis Budapest. Seine Strömung erreicht stellenweise eine Geschwindigkeit von 10 km in der Stunde. Auf ungarischem Territorium breitet sich die Donau bis 300 Meter aus. Im Norden Ungarns bildet der Strom einen Teil der Grenze zur ČSSR. Das ist der nautische Steckbrief der ungarischen Donau. Auf diesem Donaustück begrenzen 246 km am linken und 417 km am rechten Ufer das Operationsgebiet der Donau-Flottille der Ungarischen Volksarmee. Das ist summa summarum ein „Seegebiet" von knapp 100 Quadratkilometern mitten im Binnenland, weit entfernt von Meeren und Ozeanen.

Warum ist es notwendig, auf diesem Strom bewaffnete Schiffseinheiten zu unterhalten? Die Gründe dafür sind in der strategischen Lage der Donau und ihren nautischen Möglichkeiten zu finden. In beiden Weltkriegen war auch der südosteuropäische Raum Kriegsschauplatz.

Gruppenchef Stabsfeldwebel Ferenc Székely (Bild links)

In Minutenschnelle können auf dem Strom Minensperren gelegt werden (Bild unten). Die Donau-Matrosen üben hier mit unsinkbaren Attrappen, die sich – ohne den Schiffsverkehr wesentlich zu behindern – schnell wieder räumen lassen.

Bereit zum „Rumpfappell" (Bild rechts). Nicht nur bei Hochseeflotten müssen die Schiffskörper regelmäßig gesäubert und „gepönt" (angestrichen) werden.

Kanonenboote der österreichisch-ungarischen Marine beteiligten sich im ersten Weltkrieg am Forcieren der Donau. Sie beschossen 1916 mit ihren Kanonen die rumänische Donaufestung Tutrakan. Die Schiffe der Flottille bewältigten oder sicherten Truppentransporte auf dem Wasserweg, legten und beseitigten Minensperren. Spezialeinheiten setzten aus Lastkähnen Brücken zusammen. Von Bedeutung war auch die hohe Manövrierfähigkeit und Feuerkraft der Flußboote. Es gab Schiffe, die bis zu acht mittelkalibrige Rohre an Bord hatten; und dies zu einer Zeit, als der Panzerkampfwagen noch in den Kinderschuhen steckte und an Amphibienfahrzeuge nicht zu denken war.

Auch im zweiten Weltkrieg fanden Kampfhandlungen auf der Donau statt. Doch schon vorher, im Jahre 1938, spielte die damalige ungarische Donau-Flottille bei der Besetzung der Südslowakei durch Truppen des faschistischen Horthyregimes eine unrühmliche Rolle. Sie ermöglichte den Landtruppen das Forcieren der Donau und führte selbst Truppentransporte durch. Am Überfall Ungarns und Hitlerdeutschlands auf Jugoslawien 1941 war sie ebenfalls beteiligt.

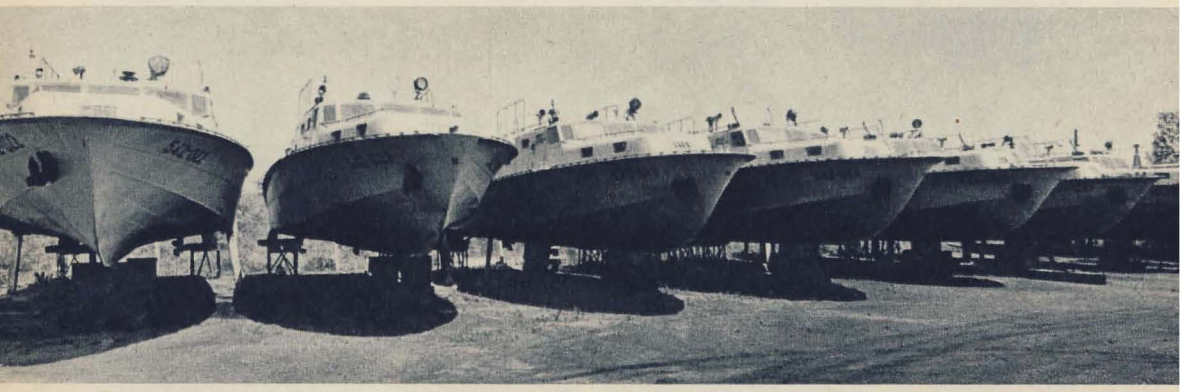
Für die faschistische Wehrmacht hatte der Strom strategische Bedeutung. Fast alle Erdöltransporte aus Rumänien und der Nachschub für die in den Balkanländern stehenden Truppen wurden über die Donau abgewickelt. Nach der Landung der Alliierten in Italien 1943 waren es vornehmlich englische Kampfflugzeuge, die deshalb den Strom verminten. Zweihundert deutsche Schiffe liefen auf Minen.

Gemeinsam mit der 2. und 3. Ukrainischen Front kämpfte die sowjetische Donaukriegsflottille. Am 24. 8. 1944 brach sie in die Donaumündung ein und landete Truppen. Sie war beteiligt an der Befreiung Belgrads. In Südungarn erzwang sie im Dezember 1944 mit den angreifenden sowjetischen Truppen bei Baja den Übergang über die Donau. Teile der Fronten konnten danach tief nach Westungarn vordringen und die Einschließung Budapests vorbereiten. Die Reste der horthyfaschistischen ungarischen Flottille zogen sich mit der Hitler-Wehrmacht donauaufwärts zurück.

Am 28. Dezember 1944 erklärten die demokratischen Kräfte Ungarns, vereint in der Provisorischen Nationalregierung, Nazideutschland den Krieg. Ungarische Patrioten stellten sich an die Seite der Sowjetarmee. Die Situation auf der Donau verlangte die Aufstellung einer neuen Flottille.

Miklos Deszényi, Kapitänleutnant und Schiffskommandant in der alten ungarischen Donauflottille, Gegner des faschistischen Horthyregimes und Widerstandskämpfer, schildert das mit folgenden Worten:

„Ich wurde vom sowjetischen Stadtkommando Budapest im Februar 1945 nach Debrecen geschickt und dort Marschall Woroschilow vorgestellt. Der Marschall erklärte mir die Lage: Die Donau sei voller Minen. Ungarn müsse in eigenem Interesse und im Interesse einer schnellen Beendigung des Krieges helfen, den strategisch bedeutsamen Strom freizuräumen. Ich solle eine neue Flottille aufbauen. Angesichts der Schwere der Aufgabe und des Chaos', das in unserem Land herrschte, konnte ich nicht anders, als zu fragen: ‚Bitte, Herr Marschall, mit wem? Mit Husaren oder Artilleristen?' Darauf konnte der Marschall auch



nicht antworten. Er sagte nur: ‚Die Minen müssen raus, Ihre Regierung wird einen Befehl geben!'"

Am 14. 3. 1945 erteilte die Regierung, die damals noch in Debrecen saß, diesen Befehl. Das war die Geburtsstunde der heutigen „Duna-Flottilla". Die Flottille sollte zunächst aus einer Bootskompanie, einer technischen Kompanie und einer Nachrichtenkompanie bestehen. Sie zählte am 3. 4. 1945 bereits 240 Mann, von denen die wenigsten Matrosen waren. Die ersten Boote waren aus Holz und mit sowjetischen Maschinen und Minenfanggeräten ausgerüstet.

Es begann ein unvergeßliches Kapitel ungarisch-sowjetischer Waffenbrüderschaft. Schulter an Schulter kämpften ungarische und sowjetische Matrosen auf der Donau noch nach dem Kriege gegen diesen Krieg, der dabei immer noch seine Opfer forderte. Ungarische und sowjetische Matrosen gaben in diesem Kampf ihr Leben.

Mehr als zwanzig Jahre sind seitdem vergangen. Die Revolution im Militärwesen hat die Strukturen der Streitkräfte verändert. Ist auch unter diesen Umständen auf der Donau noch eine Flottille nötig?

Der Strom verbindet u. a. sechs sozialistische Staaten. Fünf davon gehören zum Bündnissystem des Warschauer Vertrages. Geplant ist eine Verbindung von der Donau zur Oder durch die ČSSR und Polen. In Angriff genommen ist eine Rhein-

Main-Donau-Großschiffahrtsstraße durch die BRD. Die Donau bleibt nach wie vor der wichtigste West-Ost-Wasserweg des Kontinents und behält somit auch ihre strategische Bedeutung. Wesentlicher Ausdruck der heutigen Veränderungen im Militärwesen ist das hohe Tempo der Gefechtshandlungen, und dem hat auch die kleinste Flotte der brüderlich verbundenen sozialistischen Armeen Rechnung getragen. Schnellere Boote mit modernen Minensuch- und -räumgeräten haben die hölzernen Veteranen von 1945 abgelöst. Zwei Maschinen verleihen den Minenlegern und -suchern stromabwärts eine Fahrt von 28 km/h und aufwärts von 22 km/h. Statt mit Kanonen sind die Einheiten mit Maschinenwaffen bestückt; zur Abwehr tieffliegender Flugzeuge, die als ideale Minenträger den Transport auf dem Strom gefährden könnten. Speziell für den Brückenbau konstruierte Lastkähne können – zu Fähren vereint – auf dem Wasserwege zur Brückenübersetzstelle geschleppt werden. Weiter gehören Truppentransporter von etwa 1 000 ts ebenso zum Bestand des Verbandes wie kleine Landungsboote, Schlepper und Eisbrecher.

Innerhalb des sozialistischen Verteidigungsbündnisses einen festen Platz einnehmend, schreiben so die Matrosen der Flottille von 1972 ein neues Kapitel Waffenbrüderschaft. Sechsunddreißig Matrosen erwarben den Titel „Bester Matrose"; auf drei Schiffen trägt ihn die ganze Besatzung. Zu diesen drei Schiffen zählt auch das Führungsboot 542042 einer Gruppe Minenleger und -sucher unter dem Kommando des Gruppenchefs Stabsfeldwebel Ferenc Székely. Bester Matrose wird aber nur, wer u. a. auf seinem Spezialgebiet, in der Schieß- und in der Schutzausbildung, im Sport und im Polit-Unterricht einen Prüfungsdurchschnitt von mindestens 4,5 (entspricht der Note 1,5 in unserer Wertung) erreicht.

Die zweijährige Dienstzeit teilt sich in drei Etappen zu je acht Monaten. Jede Etappe wird mit einer Prüfung abgeschlossen. Es versteht sich von selbst, daß für einen Anwärter auf den Bestentitel in dieser Zeit keine Disziplinarstrafe das Konto belasten darf. Als Belohnung gibt es für den Ausgezeichneten eine Medaille, 300 Forint sowie fünf Tage Urlaub; und er darf in den nächsten acht Monaten, wenn es der Dienst erlaubt, täglich ausgehen. Ansonsten gibt es nur zweimal in der Woche Landgang.

Ein klarer Kurs, der da abgesteckt ist. Aber es gibt auch Klippen, um die man nur mit vereinter Kraft herumkommt. Der Steuermann des Bootes 542042, Matrose Péter Illés, nennt die Bequemlichkeit als eine der gefährlichsten. Sie bedroht vor allem jene Matrosen, die in den letzten acht Monaten stehen. Die wollen sich dann nicht mehr gern ein drittes Mal anstrengen, denn, so argumentieren sie, den großen Vorteil, den täglichen Ausgang, hätten sie in acht Monaten als Reservisten ja sowieso. So dachte auch Matrose István Pálfy an Bord der 542042. Da nahmen ihn Stabsgefreiter Ferenc Varga, Matrose Illés und Gefreiter Varga István „in Schlepp"; und schließlich fuhr Matrose Pálfy wieder „in Kiellinie". Bei seinem Abschied von Bord drückte er allen dankbar die Hand und sagte: „Wenn ich nur wüßte, wie ich es anstellen könnte, daß ihr auch meinen Landgang mit verbrauchen dürftet!" Alle lachten und meinten: „Einmal am Tag genügt einem ungarischen Matrosen!" Der

Bis Budapest können noch Seeschiffe von 2000 ts die Donau befahren. Noch weiter stromauf verkehren Schub- und Schleppverbände mit Schiffseinheiten bis zu je 1300 ts.

Erfolg befriedigte alle: Boot 542042 wurde wieder „Bestes Schiff".

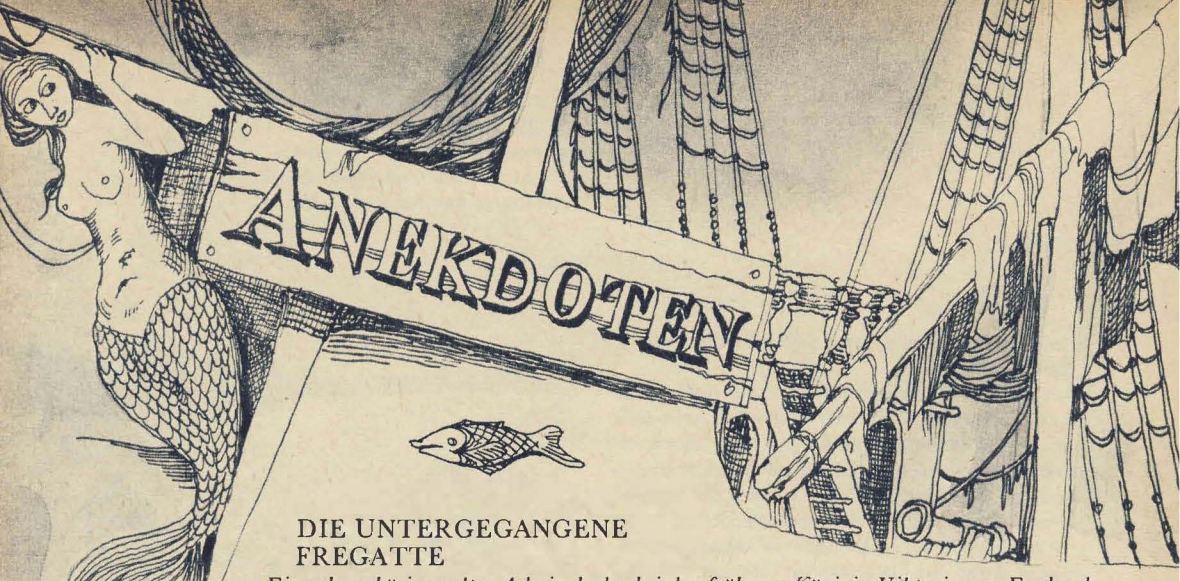
Nun wäre noch eins zu klären. Zählt die Flottille als Marineeinheit? Bis 1968 waren ihre Angehörigen an der blauen Uniform und den seemännischen Dienstgraden zu erkennen. Seitdem tragen sie die einheitliche olivgrüne Uniform der Ungarischen Volksarmee. Nur der erste Dienstgrad nennt sich noch Matrose, ein goldener Anker am Kragenspiegel weist auf die spezielle Tätigkeit hin. Nur eine einzige blaue Uniform, liebevoll gepflegt, erinnert im Traditionszimmer an die Vergangenheit. Geht ein älterer Berufssoldat daran vorbei, kann er einen Seufzer nicht unterdrücken. Sicher schlug damals das Herz mancher Piroschka beim Anblick eines „Seemannes" schneller. Die jungen Genossen vermissen nichts, ihnen sichert ihr ungarisches Temperament ohnedies die Gunst der Mädchen.

Der Uniformwechsel berücksichtigte die realen Veränderungen in Struktur und Einsatz der Flottille, u. a. gehört zu ihr auch die einzige Feuerwerkereinheit der Ungarischen Volksarmee.

Geblieben ist viel Seemännisches in Brauch und Dienst. Man fährt weiter nach Steuerbord oder Backbord, pfeift Seite, wenn Vorgesetzte die Schiffe betreten, und schießt die Tampen ebenso auf wie auf den großen Schiffen, die die Weltmeere befahren.

Auch Neptun kommt zu seinem Recht. Da es aber von Ungarn zum Äquator recht weit ist, genügt den Genossen die erste und letzte ungarische Brücke, welche die Donau überspannt. Der Neuling wird überraschend mit einem Eimer Donauwasser überschüttet. Ob mit oder ohne Schreck überstanden – Neptun nimmt ihn erst in die Gilde der Fahrensleute auf, wenn er bei nächster Gelegenheit in einer der vielen Czardas an ihn und die Besatzung seinen Tribut entrichtet.

Auch dazu braucht man den Landgang, möglichst für das ganze Kollektiv.



DIE UNTERGEGANGENE FREGATTE

Ein schwerhöriger alter Admiral, der bei der früheren Königin Viktoria von England zu Tisch geladen war, berichtete der Königin von einer gesunkenen Fregatte. Als das Thema infolge der Schwerhörigkeit des Admirals an der Frage, ob man sie wieder heben könne, scheiterte erkundigte sich die Königin nach dem Befinden der Schwester des Admirals.

Der alte Herr nahm an, man sei immer noch bei der Fregatte und erwiderte: „Eure Majestät können versichert sein, ich werde sie hinten heben, umdrehen und ihr Hinterteil abkratzen lassen!"

ERFAHRUNGSWERT

„Stellen Sie sich vor", sagt der Unteroffizier zu einem Soldaten in der Grundausbildung, „Sie haben Wachdienst am Kasernentor, und plötzlich werden Sie von hinten umklammert und können von der Schußwaffe keinen Gebrauch machen. Was tun Sie in einem solchen Fall? „Ich rufe laut: Laß mich sofort los, Sabine! Ich bin noch im Dienst."

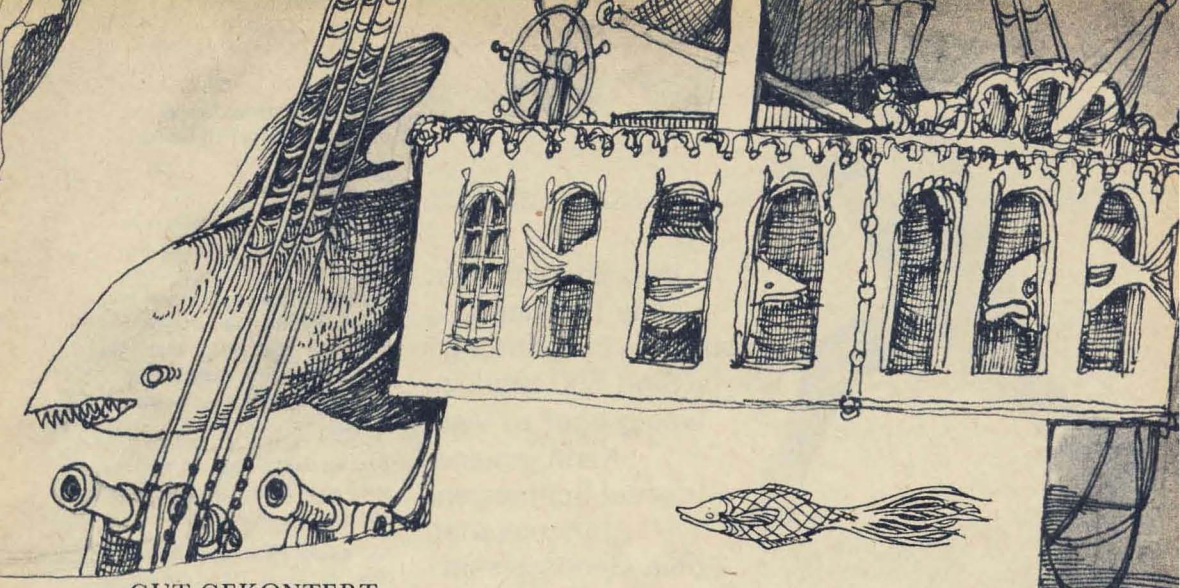
ZWEIFELHAFT

Eines Tages saß der schwedische Reichsmarschall Wrangel bei einer Galatafel neben einer hübschen und gepflegten jungen Dame. Sie trug weiße Wildlederhandschuhe, und Wrangel fragte, weshalb sie diese trage. Darauf erwiderte die Schöne: „Durch Wildleder wird die Haut weich."

Wrangel sah sie zweifelnd an und sagte: „Das glaube ich Ihnen nicht. Ich trage seit fünfzig Jahren Reithosen mit Wildledereinsatz, aber mein Gesäß ist noch immer wie ein Reibeisen."

VORBEREITET

König Georg von England war nach Portsmouth gefahren, um die Kriegsflotte zu inspizieren. Der Weg, den der königliche Wagen zum Hafen nahm, war mit Scharen von Kindern gesäumt, die begeistert bunte Fähnchen schwenkten. „Wo kommen denn die vielen Kinder her?" wandte sich der König erstaunt an den Bürgermeister. „Wir haben uns jahrelang auf diesen Tag vorbereitet, Majestät," erläuterte dienstbeflissen der Bürgermeister.



GUT GEKONTERT

Zwei alte Schulfreunde, die sich schon als Schüler immer geneckt haben, treffen sich nach vielen Jahren zufällig auf einem Bahnsteig, wo beide auf ihren Zug warteten. Der eine von ihnen ist Soldat geworden, der andere ist ein beleibter Bischof. Der Bischof geht auf den General zu und fragt: „Sagen Sie, Herr Stationsvorsteher, wann fährt der nächste Zug nach Paris?"

„In diesem Zustand sollten sie lieber nicht verreisen, meine Dame," erwiderte der General besorgt.

DER VERGLEICH

Während einer Instruktionsstunde hatte der Unteroffizier den Rekruten einen Vortrag über die Liebe zu den Pferden gehalten und ihnen gesagt, sie müßten ihr Tier halten, wie die eigene Braut. Der Feldmarschall Wrangel, der dieser Stunde beiwohnte, wollte einmal überprüfen, ob die Rekruten diese Lehre behalten hatten und fragte: „Wie sollst du deinen Jaul halten, mein Sohn?"

Darauf kam promt die Antwort: „Wie meine Braut, Exzellenz!"

„Und wie ist det zu vastehen?"

„Ich muß bei meinem Pferd hingreifen können, wohin ich will, Exzellenz!"

ZU LASCH

Ein preußischer Oberst wird zu einer neuen Einheit versetzt. Die Offiziere sind zur Begrüßung angetreten. „Hauptmann von Zitzewitz", stellt sich der erste vor. Der Oberst mustert ihn prüfend durch sein Monokel. „Äh, sind wohl der Sohn vom alten Zitzewitz?" „Jawohl!" „Bravo, alte Soldatenfamilie!" Der Oberst schreitet weiter.

„Leutnant Müller", stellt sich der nächste Offizier vor. „Müller? Äh, sind wohl Kaufmann oder so?"

„Nein, Richter, Herr Oberst!" „Richter? Wie viele haben Sie denn schon hingerichtet?" „Niemanden, Herr Oberst." Darauf meint der Oberst ungehalten: „Wohl ein bißchen zu lasch, was?"

VORTEIL

Am Schluß einer Werbeaktion für Berufssoldaten sagte der Offizier: „. . . und ein weiterer Vorteil bietet sich dem Berufssoldaten: Er muß nicht ständig Angst haben, als Reservist eingezogen zu werden!"

HORST BARTSCH
ANNO 1972

Was ist wichtiger:
Die Beleuchtung
oder die Erleuchtung?
Sind 500 Mark zu
wenig oder zu viel?
Kann jemand,
der auf Schmerzen-
tränen wartet,
dein Genosse sein?
Muß man sich
vor alten Hüten hüten?
Das sind . . .

foto-fragen der AR an die AR

**„Es ist noch kein Köhler (Scheidel) vom Himmel gefallen."
Ausgezeichnet auf der Bifota.**

Genosse Unterfeldwebel der Reserve Manfred Uhlenhut . . .

Moment bitte!

Man möchte sagen: Fotografieren Sie doch bequem, Genosse Unterfeld. Aber gehen wir erst einmal zum innerredaktionellen Dienstgrad „Manne" über. Also: Man muß den Hut ziehen, Manne, vor den Fotos auf diesen sechs Seiten.

So mancher Bekannte von mir wird aber sagen: Da sind einige alte (Uhlen-)Hüte dabei.

Mit einem (Schnapp-)Schuß Neid im Auge. Denn die Fotos, die wir hier vorstellen, sind alles andere als vermottet. Mehrere wurden für würdig befunden, auf internationalen Ausstellungen gezeigt zu werden. Einige erhielten Medaillen. Aber an dieser Stelle muß man sagen, daß du nicht ganz froh warst, in der AR in dieser Form „ausgestellt" zu werden.

Wir sind zwei Bildreporter in der AR, der Genosse Oberstleutnant Ernst Gebauer und ich als Zivilist. Eine dufte Truppe, ein gutes Kollektiv, kann ich nur sagen. Als ich zur AR kam, hat der Ernst mir sehr geholfen. „Wo kannst du bei einem Übungsschießen als Bildreporter stehen?" Das ist doch eine wichtige Frage. Es gibt so manches haarige Problem für einen Bildreporter. Vielleicht noch wichtiger waren die vielen Einblicke und Überblicke des erfahrenen Offiziers.

In jüngster Zeit waren wir zwei Bildreporter übrigens einige Male gemeinsam unterwegs, um Titelfotos und ganzseitige Vorlagen für den Innenteil zu machen. Von unserem guten Einvernehmen zeugt auch der Autorenname, den wir vorgeschlagen haben: „Uhlenbauer". Aber aus irgendwelchen Urheberrechtsgründen wurde der Name nicht akzeptiert.

Ist dieses Foto, das den Bildreporter Uhlenhut in gespreizter Stellung, aber nicht in gestellter Pose, sondern normaler Arbeitshaltung zeigt, ein „Uhlenbauer"?

Nein, das ist, um beim Wortspiel zu bleiben, eine „Uhlenhutova".

Das riecht nach Prag und Moldau!?

Genau. Bei der INTERPRESS in Prag wurde meine Frau, die gelernte Fotografenmeisterin ist, im Katalog mit der üblichen tschechischen weiblichen Endung „ova" aufgeführt. Nebenbei gesagt: die INTERPRESS ist eine regelmäßig vom internationalen Journalistenverband organisierte Ausstellung. Und auch nebenbei gesagt: Ein Bildreporter braucht eine Frau, die Verständnis für seine Arbeit hat.

Wer braucht das nicht?

Ja, natürlich. Ich will nur sagen: Tagelang schläft man als Bildreporter in fremden Betten (ein Bösewicht, der das falsch versteht), und wenn man dann von der Dienstreise nach Hause kommt, geht es oft auf der Stelle in die Dunkelkammer.

Also einen Dank auch an die Ingeborg Uhlenhut. Doch bevor wir zu den einzelnen (zum Teil alten) Uhlenhüten kommen, noch eine Frage: Wann entstand der erste Uhlenhut, oder: Wann hast du zum ersten Male eine Kamera in der Hand gehabt?

Als Schüler der zweiten Klasse. Ich hatte eine Box geschenkt bekommen. Verglichen mit meiner heutigen Fotoausrüstung war das eine Zigarrenschachtel mit einem Loch. Wir feierten damals in der Klasse Kinderfasching. Ich sagte: „Bitte, recht freundlich!" oder was Ähnliches. Alles grinste, und ich war drei Tage später riesenglücklich, daß das

„Pilot." Teil eines Kollektivbeitrags der Gruppe „Jugendfoto Berlin" auf der Weltfotoausstellung in Leipzig. Dieser Beitrag, zu dem auch der „Grenzsoldat" und die „Textilingenieurin" (S. 32) gehörten, erhielt eine Goldmedaille.

„Vor dem Forcieren." Fotoschau der DDR.

Grinsen und die Kostüme „scharf" auf dem 6 × 9-Abzug zu sehen waren.

Für den Wortjournalisten, der mit dir unterwegs ist, wären jene Zeiten der „Zigarrenschachtel" zum Teil eine ideale Zeit. Denn deine Taschen mit den Kameras und den Zusatzgeräten, auch die Leuchten wollen ja transportiert sein. Was würdest du übrigens dem Fotoamateur unter unseren Lesern für eine Ausrüstung empfehlen?

Das hängt natürlich auch davon ab, wieviel Geld er ausgeben kann oder will.

Sagen wir, er hat runde 500 Mark.

Au, das ist schwer. Einerseits sind 500 Mark zu wenig. Für meine heutige Ausrüstung reicht das Doppelte nicht. Andererseits und vor allem: Ich hätte natürlich auch mit meiner ersten Box gute Fotos machen können. Heute bemühe ich mich besonders um die Weiterentwicklung meiner eigenen Handschrift. Besonders suche ich das Lyrische, das Stimmungsvolle und die Poesie im Alltag. Das Wichtigste für einen angehenden Bildreporter ist: Fotografieren muß Leidenschaft, muß Hobby sein.

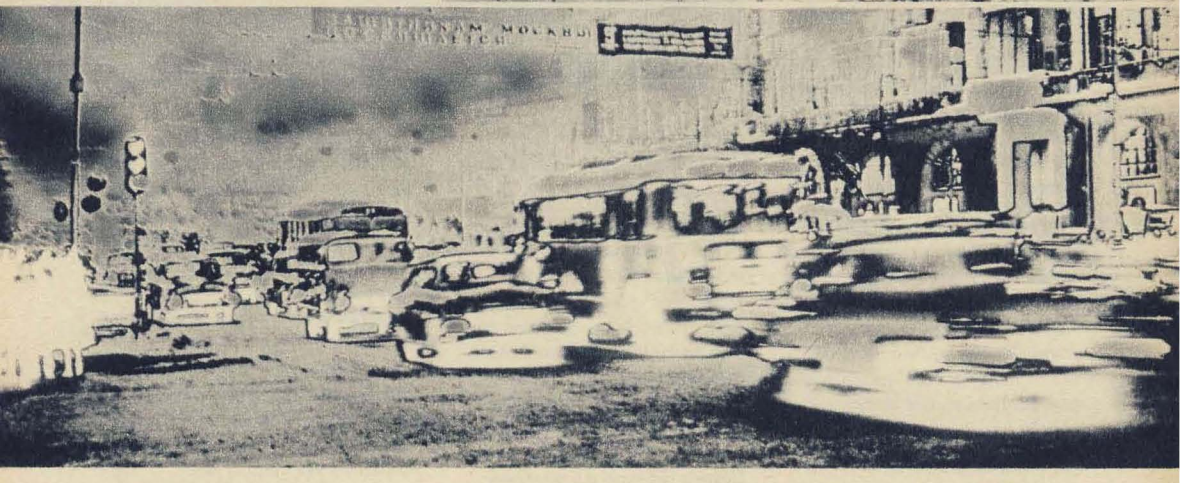
Du meinst, man sollte mit der Kamera aufstehen und abends ins Bett gehen?

So ungefähr. Ich war zum Beispiel einmal bei uns im Friedrichshain, einem bekannten Berliner Park, spazieren. Winter war's. Und Schnee gab es in dem Winter auch. Am Auslauf der Rodelbahn sah ich,

„Der Alex ist fertig." 1. Preis des Baufotowettbewerbs der DDR 1971

„Der Marx-Prospekt in Moskau." Eine Sondertechnik (Solarisation). Damit kann man die Bildaussage in eine gewünschte Richtung verstärken.

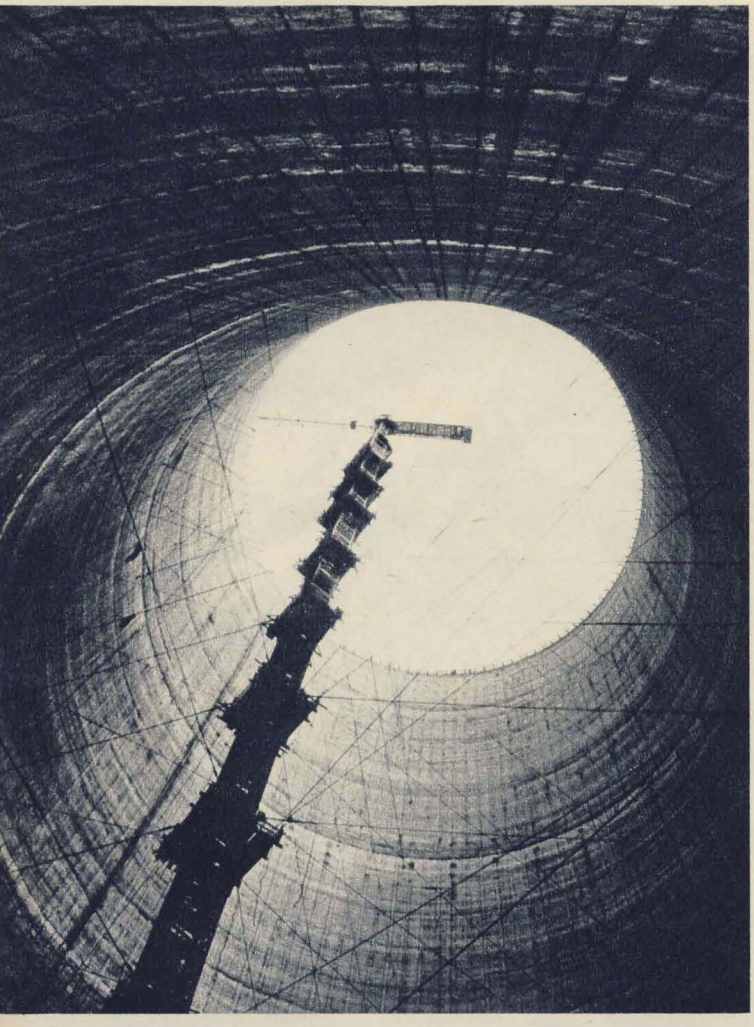
„Der Kühlturm wächst." Sonderpreis der Zeitschrift „Fotografie" beim Baufotowettbewerb der DDR 1971.



daß viele Kinder und auch Väter mit ihren Kindern immer wieder an einem und demselben Huckel stürzten. Auf diesen Huckel habe ich dann meine Beobachtungen konzentriert und die Kamera eingerichtet. Ich habe lange gewartet. Das Ergebnis war ein Foto, das auf mehreren internationalen Ausstellungen zu sehen war.

Man könnte fragen: Ist es nicht etwas anrüchig, auf eine schmerzhafte Karambolage zu warten?

Als sozialistischer Bildreporter muß man das Herz auf dem richtigen Fleck haben, also links. Im Kapitalismus gibt es ja Bildreporter, die kaltlächelnd zusehen, wenn Menschen zugrunde gehen – Skandalreporter, die darauf warten, daß Menschen erschossen werden, damit sie nur ihre „Sensationen" „schießen" können.
Ein erschütterndes, extremes Beispiel: Da steht ein vierzig-

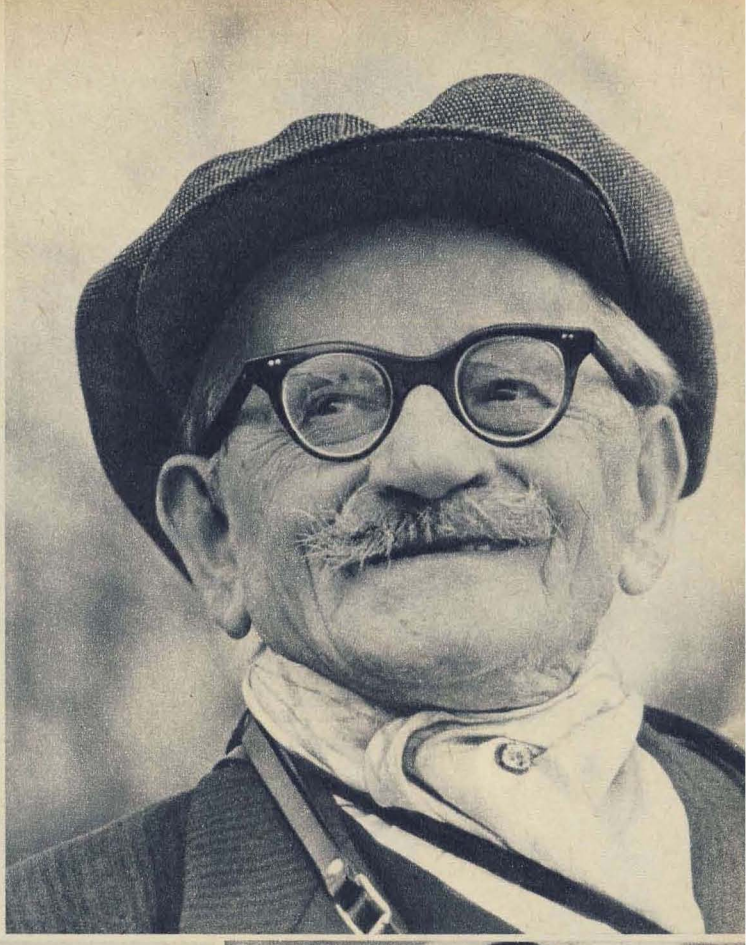


oder fünfzigjähriger Familienvater auf dem Sims einer Fassade im 40. Stock eines New Yorker Wolkenkratzers. Er wird in den Schlund springen. Die Zeitung des Bildreporters, der dort unten wartet, hat seiner Familie das dringend benötigte Geld gegeben. Ein äußerst extremes, aber ein authentisches Beispiel. Was dagegen meine Schlittenkarambolage anbelangt: Vielleicht hat eins von den Kindern sogar geheult; ich weiß es nicht genau; ich glaube, sie haben gelacht. Erinnerst du dich nicht auch an manchen Sturz mit dem Schlitten oder auf Schlittschuhen?

Klar! Aber ein solches Foto kann natürlich auch in dem bereits erwähnten kapitalistischen Amerika aufgenommen werden.

Natürlich ist nicht jedes Foto von vornherein ein Spiegelbild der Gesinnung eines Bildreporters. Bleiben wir bei der Schlittenkarambolage. Ich hätte mir noch einen besonderen Effekt vorstellen können, wenn zum Beispiel ein kleiner Neger unter den Rodlern gewesen wäre. Aber da hätte ich im mitteleuropäischen Friedrichshain nicht nur Stunden, sondern Tage warten müssen. Ein Bildreporter einer kapitalistischen USA-Zeitung hätte vielleicht nicht lange warten müssen, aber selbst die Zeit wäre für ihn vertane Zeit gewesen. Wenn zum Beispiel in Alabama die Neger für ihre Gleichstellung kämpfen, wird sich der Reporter des kapitalistischen „weißen" Heimatblattes hüten, einen Negerjungen beim Spielen zu zeigen, um ja nicht der Parteinahme bezichtigt zu werden. Er wird im Gegenteil sogar versuchen, das Elend der Neger als selbstverschuldete Armut darzustellen. Zu meinem Foto möchte ich sagen: Es hätte vielleicht auch in einem kapitalistischen Land „geschossen" sein können. Aber ein DDR-Bürger wird mit dem Foto bei schon vorhandenen Erkenntnissen und Gefühlen gepackt. Er wird sagen: Ja, die Jugend hat in unserem Staat ihre kleinen und ihre großen Freuden, eine gesicherte und glückliche Zukunft.

Also hat ein Foto keine eindeutige Aussage?



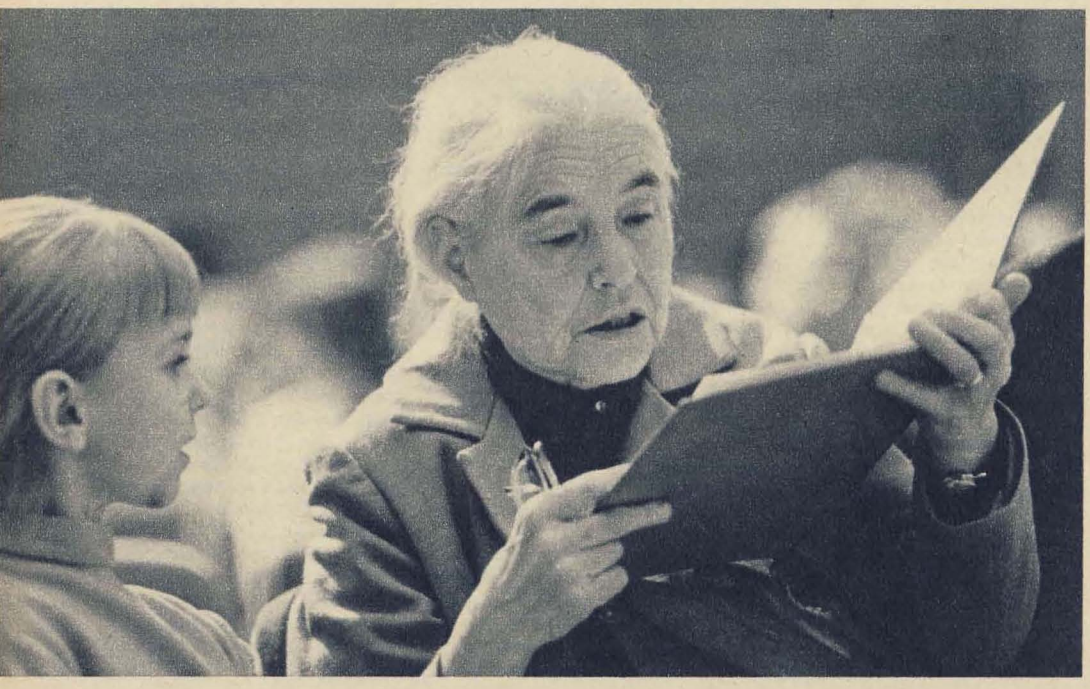
Auch „Opa Melzow" und „Sascha", das Bild des kleinen in Magdeburg geborenen Moskauers, hingen schon auf mehreren nationalen und internationalen Ausstellungen. „Anna Seghers" war auf der Interpress und der 1. Porträtfotoschau zu sehen. „Der Grenzsoldat", „Sascha" sowie einige hier nicht abgebildete Fotos erhielten 1969 bei einer Ausstellung zum 20. Jahrestag der DDR im Berliner Roten Rathaus eine Goldmedaille und den Großen Preis der FDJ.

Teils, teils. Natürlich ist der Zusammenhang zu den anderen Fotos und zum Text sehr wichtig. Daß eine weltberühmte Schriftstellerin wie Anna Seghers gemeinsam mit einem Jungen Pionier auf einer Lenin-Lesung auftritt, ist doch unzweideutig sozialistisch. Oder ein anderes Beispiel. Meine Stärke, so glaube ich, ist die Porträtfotografie. Jener Pilot, dessen „Konterfei" auf vielen Ausstellungen hing und auch auf Plakaten zu sehen war, ist für mich ein typischer Mensch unserer sozialistischen Gesellschaft. Ich habe ihn nachts auf dem Flugplatz aufgenommen. Sein Flugdienst war gerade beendet. Er war abgespannt, aber doch bereit, einige Male die von mir gewünschten Schritte zu gehen. Was drückt das Porträt aus? Es zeigt einen entschlossenen, mutigen Mann. Das ist ein Genosse, dem jenes Job-Denken der „Piloten im Pyjama" fremd ist. In diesem Sinne ist das Foto eindeutig, glaube ich.

Manne, du bist jetzt einige Jahre in der AR, und hinzugekommen zu deiner Persönlichkeit ist ja in dieser Zeit nicht nur das Schnurrbärtchen. Du hast u. a. Fotografik studiert . . .

Ja, was sind 5 Jahre schon für die Entwicklung der Welt? Aber was hat sich doch in dieser kurzen Zeit in der Armee verändert! Die Gefechtsbereitschaft hat sich überall beträchtlich erhöht. Die Soldaten sind auch bewußter geworden. Der Außenstehende wird das wahrscheinlich nicht so deutlich spüren und vielleicht eher auf das hier veröffentlichte Panzerfoto zeigen und sagen: „Das ist ja schon ein alter Hut!" Ja, heute haben wir modernere Typen. Was – nebenbei bemerkt – für den Bildreporter nicht immer unproblematisch ist. Darfst du das überhaupt fotografieren? Bedient jener Genosse das betreffende Gerät entsprechend der Vorschrift? Trägt er die vorgeschriebene Kopfbedeckung? Manchmal entdeckt man erst in der Redaktion, daß man daneben geschossen hat. Aber zurück zu den wichtigeren moralischen Veränderungen, die ich ja auch an mir selbst gespürt habe. Für mich waren die fünf Jahre in der AR eine wichtige Lebensetappe, eine Zeit intensiven Lernens. Da weißt du nach fünf Jahren, was du gemacht hast. Du warst in dieser Zeit auch Chronist unserer Zeit. Mit deinen eigenen Bildern hast du auch ein klareres Bild gewonnen. So bin ich Genosse unserer Partei geworden. Und daß man sich als Genosse der helfenden Kritik seines Kollektivs stellen muß, ist für mich heute selbstverständlich, man könnte sagen: ein alter Hut. Zur richtigen Beleuchtung gehört eben unbedingt die richtige Erleuchtung.

(Die Fragen in Sachen Uhlenhut-Fragen stellte Major H. Huth)



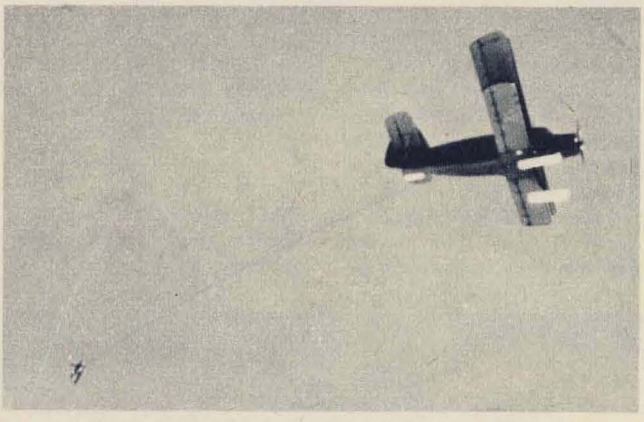
Aus unserem Jahrestagskalender

14. Mai: 17. Jahrestag des Abschlusses des Warschauer Vertrages über Freundschaft, Zusammenarbeit und gegenseitigen Beistand · 10. Juni: 30. Jahrestag des faschistischen Massakers in der tschechischen Bergarbeitersiedlung Lidice · 10. Juni: Tag der polnischen Grenztruppen · 18. Juni: 90. Geburtstag des bulgarischen Arbeiterführers und Internationalisten Georgi Dimitroff · 27. Juni: Tag der Polnischen Seekriegsflotte · 30. Juni: 25. Jahrestag der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft

UNION DER SOZIALISTISCHEN SOWJETREPUBLIKEN

Seiltrick einmal anders

Daß Fallschirmspringer mit geschlossenem Schirm kilometerweit senkrecht durch die Luft sausen, ist allgemein bekannt. Daß so etwas aber auch im waagerechten Flug möglich ist, demonstrierte als einer der ersten auf der Welt der sowjetische Fallschirmspringer und Meister des Sports Leutnant A. Dudar. Auch während des Manövers „Dwina" flog er in geringer Höhe an der Schleppleine eines Flugzeuges, hakte sich schließlich im Zielgebiet ab und landete mittels seines Fallschirmes in einem vorher festgelegten Geländeabschnitt.



Leutnant Dudar ist ebenfalls einer der ersten Fallschirmsportler, die einen Sprung aus nur 100 m Höhe wagten. Er erzielte mehrere Allunions- und Weltrekorde und erkämpfte eine Reihe von Goldmedaillen. Von der Regierung der UdSSR wurde er mit dem Orden des Roten Sterns ausgezeichnet.

E. U.

Der zweite Anlauf

Durch die Winkelspiegel fiel das von den schlammigen Fluten getrübte Licht. Der Motor brummte ruhig. Da rutschte der Panzer plötzlich seitwärts weg und wühlte sich in den moddrigen Flußgrund. „Nur ruhig", sagte Kommandant Kulibaba, „gleich kommt Hilfe." Er machte sich keine Sorgen, denn seine Besatzung war auf Zwischenfälle trainiert. Schon wenig später tönten Klopfzeichen von draußen herein. Taucher. Eine Trosse scharrte an der stählernen Außenwand; dann ein Ruck, ein Krachen.

„Gerissen", meinte der Fahrer. „Sollten mal statt Zwirn etwas anderes nehmen." Alle lachten. Als aber auch der zweite, der fünfte, der siebente Versuch, den Panzer herauszuziehen, fehlschlug, lachte von der Besatzung niemand mehr. Inzwischen war es drückend heiß geworden, die Sachen klebten am Körper. Immerhin lief der Motor nun schon drei Stunden unter Wasser, half mit seiner Kraft bei jedem der Bergungsversuche.

„Wie gehts euch? Haltet ihr noch aus?" erkundigte sich zum fünfzigsten oder hundertsten Male per Funk der Bataillonskommandeur. Einige seiner Offiziere bestürmten ihn nämlich schon eine Weile, den Panzer fluten und die Besatzung aussteigen zu lassen. Dann könne man ihn doch in aller Ruhe bergen.

„Hätten wir im Gefecht Ruhe?" fragte er zurück. „Solange die Besatzung durchhält, sehe ich keinen Grund aufzugeben."

Als die vierte Stunde der „Gefangenschaft unter Wasser" vorbei war, zogen am diesseitigen Ufer Zugmaschinen armdicke Stahlseile an. Zugleich legte auf dem Flußgrund der Fahrer den Rückwärtsgang ein und gab Gas. Als die Besatzung aus den Luken kletterte, sagte einer der Umstehenden unter allgemeinem Beifall:

„Tolle Burschen, genau 247 Minuten haben sie ausgehalten!"

Der Kommandant jedoch trat auf seinen Vorgesetzten zu und

bat im Namen der Besatzung um Erlaubnis, die Fahrt wiederholen zu dürfen – hinüber zum jenseitigen Ufer, wo inzwischen die anderen Panzer des Bataillons standen.

Aufmerksam und nachdenklich blickte der Offizier jedem von ihnen ins Gesicht. „Gut", sagte er dann, „fahren Sie!" Als der Panzer wieder unter Wasser verschwand, setzte der Bataillonskommandeur mit einem Boot ebenfalls über. Und am anderen Ufer belobigte er die Besatzung vor der angetretenen Einheit.

W. M.

VOLKSREPUBLIK POLEN

Fahrt mit dem „Sturmwind"

Es war ein junger Hütteningenieur gewesen, der – als er den Zerstörer „Wicher" zum erstenmal aus der Nähe sah – gesagt hatte: „O Gott, was für ein schöner Haufen Eisen!" Heute ist dieser Mann bereits Maat und fährt als Turbinenmaschinist auf dem großen Schiff.

Wicher heißt zu deutsch „Sturmwind"; und die Maschinen des über hundert Meter langen Zerstörers entwickeln eine Kraft, die ausreichen würde, eine mittlere Stadt mit Energie zu versorgen. Sie verleiht dem Schiff seine Geschwindigkeit, bewegt die Dutzende von Tonnen schweren Geschütztürme und speist eine Unmenge elektrischer Anlagen und elektronischer Geräte. Diese umfangreiche Ausstattung ergibt sich aus den vielseitigen Einsatzmöglichkeiten eines Zerstörers, die vom Artilleriebeschlag gegen feste oder bewegliche Ziele über den Torpedoangriff und das Legen von Minensperren bis zur U-Boot-Jagd mit Wasserbomben und die Sicherung von

Geleitzügen oder von Landeoperationen reichen. Da sind auch in dem großen Besatzungskollektiv, vom Signalgasten bis zum Hydroakustiker, nahezu alle Laufbahnen vertreten, die es in der Seekriegsflotte überhaupt gibt. Und die Matrosen kommen aus allen Bezirken Volkspolens. Nehmen wir nur die Bedienung eines der Geschütztürme: Der Geschützführer ist aus Gdańsk, der Richtkanonier aus Warschau. Die anderen Kanoniere stammen aus Poznań, Białystok, Wrocław . . . Der junge Hütteningenieur schließlich, von dem eingangs die Rede war, kommt aus Śląsk. „Dahin will ich aber nicht mehr zurück", erklärt er entschieden. „Freilich, ich bekomme dort über 2000 Złoty im Monat, wohne gut, habe eine berufliche Perspektive – trotzdem hält mich jetzt das Meer. Turbinenmaschinist ist schließlich auch kein schlechter Beruf."

Seemannsromantik? Ich wehre mich gegen diesen Begriff. Was ist schon romantisch an der tropischen Hitze des Maschinenraumes – noch dazu, wenn ein dutzendmal am Tage die Alarmglocken schrillen? Doch sei es, wie es sei. Vielleicht hat so ein „schöner Haufen Eisen" für einen ehemaligen Hütteningenieur eben seine eigene Romantik.

Z. F.

TSCHECHOSLOWAKISCHE SOZIALISTISCHE REPUBLIK

Das neue Kleid der Volksmiliz

Am 1. Januar 1970 begann eine sich über mehrere Jahre erstreckende Neueinkleidung der tschechoslowakischen Volksmiliz, einer bewaffneten Organisation, die unseren Arbeiterkampfgruppen entspricht. Viele ihrer Angehörigen und Stäbe bewährten sich vor allem 1968, im Kampf gegen konterrevolutionäre Umtriebe. Die normale Dienstuniform (Abb. 1) ist in der traditionellen graublauen Farbtönung ge-

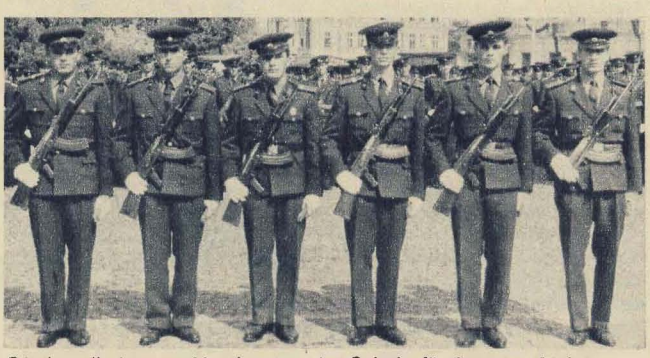
Abb. 1 Abb. 2 Abb. 3

halten. Die Felddienstuniform (Abb. 2) entspricht bis auf die Effekten völlig jener der Tschechoslowakischen Volksarmee. Für kalte Tage wurde zur Dienstuniform ein graublauer Mantel (Abb. 3) mit einknöpfbarem Futter eingeführt.
Äußeres Kennzeichen der Volksmiliz ist ein Ärmelabzeichen mit fünfzackigem Stern und den Buchstaben LM, der Abkürzung von „Lidové Milice". Auf der Dienstuniform hat es roten Untergrund mit Goldumrandung. Auf der Felddienstuniform ist der Untergrund khakifarben mit roter Umrandung.
Neu sind ebenfalls die Rangabzeichen, die an die Stelle der vorher üblichen roten Ärmelstreifen getreten sind:
ein rot emaillierter Balken – Gruppenführer, zwei Balken – stellvertretender Zugführer, drei Balken – Zugführer;
ein silberner Balken – Hauptfeldwebel, zwei Balken – stellvertretender Kompaniechef, drei Balken – Kompaniechef;
ein goldener Balken – Angehöriger des Bataillonsstabes, zwei Balken – Stabschef, drei Balken – Bataillonskommandeur;
ein silberner Balken und ein rot emaillierter kleiner Stern – Stab des Kreiskommandos der Volksmiliz, zwei Sterne – Stabschef, drei Sterne – Kreiskommandeur;
zwei silberne Balken und ein rot emaillierter kleiner Stern – Stab des Bezirkskommandos der Volksmiliz, zwei Sterne – Stabschef, drei Sterne – Bezirkskommandeur;
ein goldener Balken und ein rot emaillierter großer Stern – Nationaler Stab der Volksmiliz in der Tschechischen Sozialistischen Republik bzw. der Slowakischen Sozialistischen Republik, zwei Sterne – Chef des Stabes, drei Sterne – Kommandeur der Volksmiliz (ČSR bzw. SSR);
zwei goldene Balken und ein rot emaillierter großer Stern – Hauptstab der Volksmiliz der ČSSR, zwei Sterne – Chef des Stabes, drei Sterne – Kommandeur der Volksmiliz der ČSSR.

Z.

VOLKSREPUBLIK BULGARIEN

Weiß-grün-rote Kordeln



Die jeweils besten Absolventen der Schule für Reserveoffiziere „Christo Botew" erhalten schon vor dem Praktikum ihre Offiziersschulterstücke.

Es kommt häufig vor, daß sich Touristen nach den Soldaten mit der dreifarbigen Schnur um die Schulterklappen erkundigen. Hier handelt es sich um Reserveoffiziersschüler, um Abiturienten, die ein Jahr lang die Schule für Reserveoffiziere „Christo Botew" in Plewen besuchen und dann den Rest ihres Grundwehrdienstes als Zugführer in der Truppe ableisten.
Diese Schule existiert nun schon – früher freilich unter anderem Namen – das achte Jahrzehnt. Hier konnten in vergangenen Zeiten befähigte Männer aus dem Volke, denen in Friedenszeiten die Offizierslaufbahn verschlossen blieb, Reserveoffiziere werden – um sich im Kriegsfall für Kapital und Großgrundbesitz zu schlagen.
Immerhin gehörten zu ihren Absolventen nicht wenige, die zu Revolutionären und zu hervorragenden Funktionären der bulgarischen Arbeiterbewegung wurden. Beispielsweise Wasil Kolarow, ein Mitstreiter Georgi Dimitroffs. Unter ihnen befanden sich spätere Führer des antifaschistischen Aufstandes von 1923 sowie Genossen, die in den Jahren des Krieges Partisanenkommandeure wurden. Verständlich, daß die Kommunistische Partei selbst in der Illegalität der Arbeit an dieser Schule große Aufmerksamkeit widmete.
Heute kommen jedes Jahr Hunderte von Jugendlichen nach Plewen, um eine gute militärische Ausbildung zu erwerben, bevor sie wieder in das Zivilleben zurückkehren – bereit und fähig, jederzeit als Offizier die sozialistische Heimat zu verteidigen.
Moderne Kommandeure müssen schon als Zugführer viel wissen und können, und ein Jahr ist kurz. Also heißt es hart arbeiten. Sehr hart. Das hält nicht jeder durch. In solchen Fällen wird der Betreffende in die Truppe versetzt, um dort als Soldat oder Unteroffizier seinen Grundwehrdienst zu beenden.
Die erfolgreicheren Absolventen gehen nach Beendigung des Lehrganges in die Einheiten, um sich auch praktisch zu bewähren, bevor sie mit der Ernennung zum Offizier in die Reserve versetzt werden. Die Besten unter ihnen übernehmen jedoch schon als Unterleutnant ihren Zug. Und so wetteifern natürlich in jedem Jahr viele der neuen Schüler darum, zu diesen Besten zu gehören.

L. G.

UNGARISCHE VOLKSREPUBLIK

Major als Ladeschütze

Ich reiße den Verschluß auf, wuchte eine neue Granate in das Rohr. Ein Reporterbleistift ist leichter!
Zwei Stunden hatte ich Zeit gehabt, das Laden zu trainieren. Für nur „mitreisende" Journalisten ist halt beim Gefechtsschießen kein Platz.
„Den Ventilator!" schreit Stabsfeldwebel Varga. – „Zu Befehl!" brülle ich zurück und schalte die Luftreinigungsanlage ein. Auch mir brennt der Pulverqualm in den Augen; daß aber ausgerechnet ich einschalten muß, hatte ich vergessen.
„Feuer!" – „Feuer!" – „Feuer!"
Nach einer Weile weiß ich nicht mehr, wie oft ich schon geladen habe. Meine Hände sind aufgeschrammt und voller Blasen. Um mich herum türmen sich Hülsen auf. Plötzlich gefriert mir das Blut in den Adern. Aus einer der Hülsen schlägt mir eine halbmeterlange Flamme entgegen.
„Es brennt!" schreie ich. Nur kurz blickt der Kommandant herüber, stößt die brennende Hülse mit dem Fuß zur Seite kommandiert: „Laden!"
Mit einem sehr unbehaglichen Gefühl gehorche ich, ohne die Augen von den Flammen losreißen zu können.
„Feuer!" – Die Kanone bleibt stumm.
„Verschluß auf!" Ich habe in meiner Aufregung eine bereits abgeschossene Geschoßhülse ins Rohr geschoben!
Es bleibt mir keine Zeit, mich lange zu entschuldigen. Der nächste Schuß muß schleunigst hinaus. Auch diese verdammte Hülse, die an meinem Versehen schuld ist, vergesse ich einstweilen. Als ich wieder hinblicke, sehe ich, daß sie von allein aufgehört hat zu brennen. Eine Ewigkeit scheint mir vergangen zu sein, als der Panzer schließlich hält und mir Stabsfeldwebel Varga lächelnd nach draußen hilft. Es kommt mir ganz seltsam vor, daß er, den ich inzwischen voll als meinen Kommandeur akzeptiert hatte, nun vor mir strammsteht und mich mit „Genosse Major" anredet. *I. B.*

SOZIALISTISCHE REPUBLIK RUMÄNIEN

Mit Tonband und Film

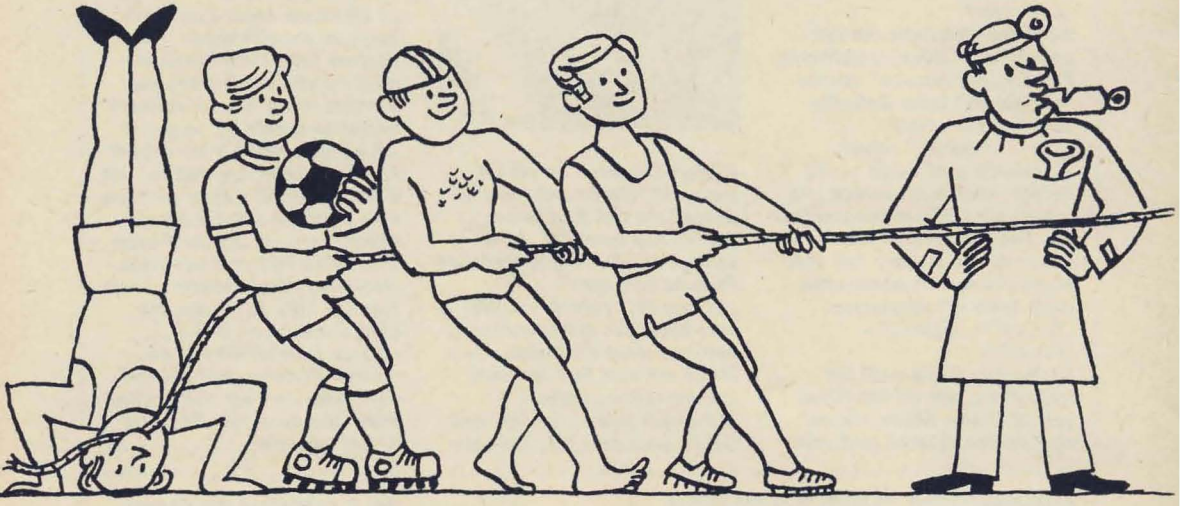
Zu dritt sitzen die Offiziersschüler jeweils an einem der insgesamt 18 großen Pulte des Raumes. Einige der Schüler sind in Manuskripte vertieft, andere rechnen, zeichnen, machen sich Notizen. Hin und wieder drückt einer von ihnen eine Taste nieder, spricht in das vor ihm angebrachte Mikrofon, lauscht in seine Kopfhörer. Gleich darauf leuchtet auf einer Mattglasscheibe ein vergrößertes Diapositiv auf, verlischt nach einer Weile und macht einem Schema Platz, das die Frage eines anderen Schülers beantwortet.

Die technische Einrichtung dieses Lernkabinettes an der Schule „Leontin Săläjeanu", einer Schule für Spezialisten der Luftverteidigung, entstand in dreimonatiger Freizeitarbeit. Die Anlage ermöglicht, daß der jeweilige Lehroffizier am „Regiepult" Standardfragen nicht mehr selbst zu beantworten braucht und so Zeit gewinnt für individuelle Konsultationen zu spezielleren Problemen.

„Seit 1970 arbeiten wir in diesem Kabinett", erläutert Oberstleutnant Vătămănel, der „geistige Vater" der Anlage, „und es sind seitdem deutlich verbesserte Lernergebnisse zu verspüren. Erheblich mehr Schüler als früher erreichen die Note 10."
Die „Zehn" ist nach dem in Rumänien üblichen Bewertungssystem die höchste Note. Im Ausbildungsjahr 1971 erkämpften sich insgesamt 75 Prozent der Schüler des 2. und 3. Lehrjahres den Bestentitel. Ziel der Schulleitung ist es, daß künftig möglichst jeder Absolvent nach Beendigung des 3. Lehrjahres das Bestenabzeichen und die Klassifizierungsspange der Stufe 1 besitzt.
Auch Oberstleutnant Vătămănel arbeitet mit einem Rationalisatorenkollektiv wieder an einem neuen Projekt, an einem Selbstexaminator. Mit Hilfe von Filmstreifen und Diapositiven soll bei diesem Gerät ein bestimmter Sachverhalt dargestellt werden, aus dem sich Fragen ergeben, zu denen jeweils eine richtige und mehrere falsche Antworten vorgegeben sind. Bei falscher Beantwortung werden Zusatzfragen eingeblendet. Erst nach Erreichen der Ausgangsfrage und richtiger Antwort läuft das Programm weiter. *G. B.*

Ausbildung in der Funkmeßklasse.

AKTIV



Tätig oder untätig in Sachen Sport, genauer gefragt: im Freizeitsport der Nationalen Volksarmee. Denn Sport gibt's für den Soldaten auch in der Ausbildung. Und Dienst ist Dienst. Da kann nicht gefragt werden, wer hat Lust, wer will mitmachen – da wird befohlen, da *muß* sich jeder schaffen. Das geht täglich früh um 6.05 Uhr los, wenn es heißt: „'Raustreten zum Frühsport!" Dann gibt es die obligatorische Sportausbildung, die militärische Körperertüchtigung (MKE), zwei Stunden in der Woche. Na, und in der Gefechtsausbildung kann sich der Soldat ja auch nicht gerade auf die Bärenhaut legen.

Damit wäre die oben gestellte Frage eigentlich schon eindeutig beantwortet, meinen Sie? Freilich, in diesem Sinne ist jeder Soldat aktiver Sportler. Aber genügt das wirklich, um sich körperlich in Schwung zu bringen und fit zu halten für die nicht geringen Forderungen, die an den Armeeangehörigen gestellt werden?

„Klar!" meint kurz und bündig der Gefreite Albert Frankenstein (24). „Ich glaube doch, daß das vollkommen ausreicht."

Und Soldat Hans-Joachim Kleinert (21) tritt ihm dabei noch kräftig zur Seite: „Wenn man den ganzen Tag unter defekten Kraftfahrzeugen herumgekrochen ist, steht einem am Abend der Sinn nicht nach Sport."

Na schön, es mag ja solche Momente geben, wo man sauer ist. Aber den Sport deshalb überhaupt abzulehnen . . .

Vielleicht versuchen Sie es trotzdem einmal, Genosse Kleinert, und stellen fest, daß Sport auch Spaß machen kann, Ausgleich und Erholung ist.

Auch die sportliche Freizeitbetätigung von Oberfeldwebel Norbert Wallrauch (27) hält sich in bescheidenen Grenzen: „Am Sonntag mal ein bißchen Kegeln. Aber sonst . . . ?"

Dreimal passiv – erste Bilanz. Aber der Grundtenor ist glücklicherweise nicht so. Die Mehrheit der Soldaten denkt und handelt anders. Auf unsere etwas provokatorische Frage – natürlich anonym gestellt –, ob sie den Freizeitsport für überflüssig halten, antworteten von 673 Befragten nur 22 mit einem klaren „Ja". 97 Prozent glauben also, daß Sport in der Freizeit für den Armeeangehörigen notwendig, nützlich, angenehm ist. Notwendig – meint Unteroffizier Uwe Herold (20): „Auf der einen Seite ist es ein Ausgleich zum harten Dienst, andererseits leistet der Freizeitsport Zubringerdienste – Mut, Ausdauer, Kraft, Gewandtheit – zur militärischen Ausbildung."

Nützlich – davon ist Offiziersschüler Lothar Alisch (20) überzeugt: „Sport dient der Gesundheit, er härtet ab und wirkt sich somit positiv auf der

ODER passiv?

die aktuelle Umfrage

gesamten Organismus aus."
Angenehm – das empfinden Unteroffiziersschüler Dieter Schulze (19): „Mir macht das einfach Spaß. Und habe ich aus dienstlichen Gründen keine Zeit für den Sport, fehlt mir etwas." und Gefreiter Peter Konrad (20): „Ohne Sport kann ich mir mein Leben überhaupt nicht mehr vorstellen. Ich war schon vor der Armeezeit aktiver Volleyballer. Nach meiner Einberufung habe ich mich sofort der Sektion im Standort angeschlossen und nehme regelmäßig am Training und den Wettkämpfen teil."
Prima, wenn der Sport so zum Bedürfnis geworden ist. Noch dufter wär's ja, wenn's schon überall so wäre.
Beim Soldaten Frank Baier (20) ist zwar der Geist willig, das Fleisch jedoch schwach: „Freizeitsport ist im allgemeinen notwendig, aber ich bin nun einmal froh, wenn ich meine Ruhe habe."
Ein Einzelfall ist er bestimmt nicht. Bei einem Teil der oben genannten 97 Prozent scheint die Sportliebe genauso platonisch zu sein. Denn die Frage, ob sie regelmäßig Sport treiben, beantworteten nur noch 71 Prozent mit „Ja", und gar nur 39 Prozent sind mehrmals in der Woche „am Ball".
Das „nur" will ich hier aber wirklich allein im Verhältnis zur fast einmütigen Einsicht der Soldaten verstanden wissen, daß Freizeitsport nicht überflüssig ist. Denn wenn von 673 Armeeangehörigen 480 wirklich jede Woche mindestens einmal außerhalb der Dienstzeit in irgendeiner Weise Sport treiben, dann ist das schon eine beachtliche Zahl. Aber eigentlich sollten sie doch wohl alle! Und woran liegt es, daß nicht?
Unteroffizier Richard Schulz (22) hat in einer Hinsicht trübe Erfahrungen gemacht: „Die Sportarbeit leidet zu sehr unter der Trägheit der Massen. Vorschläge gibt es genügend. Wenn es aber darum geht, selbst etwas zur Durchführung zu tun, suchen sie das Weite."
Auch Soldat Lothar Zeugner (19) ärgert sich über die Interesselosigkeit bei manchem seiner Genossen: „Viele reden vorher, daß sie Sport treiben wollen und beklagen und be-

schweren sich bei allen Anlässen über zu wenig Möglichkeiten. Wenn es dann aber konkret wird, kneifen sie und reden sich mit ‚keine Lust' heraus." Siehe oben: „. . . bin froh, wenn ich meine Ruhe habe."
Soll man ihnen also ihre Ruhe lassen, oder kann man die „Trägen" und „Lustlosen" irgendwie munter machen? Das gute Beispiel genügt da schon, meint Soldat Peter Starkloff (24): „Der *Freizeit*sport muß auf alle Fälle *frei*willig sein. Die, die anfangs noch abseits stehen, werden dann schon von alleine kommen."
Na gut, das Vorbild kann schon hier und da so unmittelbar mobilisierend wirken. Wenn nun aber die schlechten Beispiele stärker sind, wenn dich die bösen Buben locken – zum Skat, an den Bildschirm, zum Matratzenhorchdienst? Vielleicht ist es da doch besser, sich nicht auf das „Sie-werden-schon-von-alleine-Kommen" zu verlassen. Gut planen und organisieren, viele interessante Möglichkeiten, den Bedürfnissen der Soldaten entsprechend, schaffen, auch mal die Bequemen zum Mitmachen auffordern – würde ich empfehlen. Hat jemand konkrete Vorschläge?
Und ob. Genug Wortmeldungen liegen auf dem Tisch. „Ja, wirklich. Man müßte auch die letzten Schlafmützen zum Mitmachen reizen können. Schön wären da Mädel als Zuschauer. Das hilft oft mehr als gutes Zureden." Nicht schlecht, der Gedanke von Soldat Peter Maniak (21). Bloß wo denn in jedem Fall so schnell die reizende Weiblichkeit hernehmen? Sicher gibt es auch noch andere Anreize. Feldwebel Manfred Grobe (24): „Man sollte den Freizeitsport durch Wettbewerbe und Rundenspiele interessant gestalten." Der Gefreite Rainer Borgmann stimmt dem zu: „Mehr Wettkämpfe zwischen den Sportgruppen organisieren! Das gibt Erfolgserlebnisse für die Soldaten", „. . . und fördert den Willen und den Ehrgeiz, mit dem eigenen Kollektiv zu siegen", ergänzt Offiziersschüler Lothar Alisch. Ein Mindestmaß an Organisation ist dazu natürlich notwendig. Noch scheint es da nicht in allen Einheiten richtig zu rollen. Etwas sarkastisch stellt Leutnant Dieter Apitz (28) fest: „Die liebe Zeit! Wenn irgend etwas liegenbleiben muß, bekommt bestimmt der Sport den ‚Schwarzen Peter'. Das gilt für den Freizeitsport genauso wie für den Dienstsport." Und woanders ist diese Praxis offensichtlich auch noch nicht restlos überwunden. Jedenfalls sind nur 57 Prozent der befragten Soldaten mit den ihnen in ihrer Einheit gebotenen Sportmöglichkeiten zufrieden. Bleibt also fast die Hälfte, die glaubt, zu wenig oder gar keine Gelegenheit zu haben, in der Freizeit etwas für den Körper zu tun. Aber ist denn Sport allein eine Frage der idealen Möglichkeiten? Ich bin überzeugt, aus wenig kann man viel machen.
Unteroffizier Bodo Hechler (20) hat ganz richtig erkannt, wer hier einen Großteil der Verantwortung trägt: „Die Initiative muß von der FDJ-Organisation ausgehen, die Organisierung ist Sache der ASG- und Sportgruppenleitung." Und trotzdem genügt deren Initiative nicht. Den Vorgesetzten sollte es nicht gleichgültig sein, wenn sich die Soldaten nach Dienst bloß aufs Ohr hauen oder vor die Bildröhre setzen. Unteroffizier Klaus Brüdgam (21) hat ohne Zweifel recht mit seiner Meinung: „Wenn man die Soldaten mehr für den Freizeitsport begeistern will, müßten vor allem die Vorgesetzten mit gutem Beispiel vorangehen. – Und schaden tut dem Offizier das körperliche Training ja auch nicht."
„Freizeitsport macht vor der Höhe des Dienstgrades nicht halt." Das ist der Ratschlag eines ganz aktiven Sportlers, des Soldaten Bernd Krauß, den Fußballanhängern sicher noch als Oberligaspieler des FC Carl Zeiß Jena bekannt. Soll aber auch ein Kompanie-Chef (Hauptmann Ebert, 32) seine Meinung dazu sagen: „Besonderen Spaß macht es, gemeinsam mit Soldaten und Unteroffizieren Sport zu treiben. Man spürt ihren Ehrgeiz, den ‚Chef' zu überflügeln. Und das Kollektiv festigt sich dabei."
Kommentar überflüssig. Hier „läuft" bestimmt der Sport. Und da entwickeln auch die Soldaten Eigeninitiative. Ohne die geht's nämlich auch nicht. Vielleicht denken die, denen die gebotenen Sportmöglichkeiten zu klein erscheinen, ein wenig über die Auffassung von Unteroffizier Hans-Erich Naleppa (21) nach: „Möglichkeiten, Sport zu treiben, gibt es auf dem kleinsten Raum." Sogar auf einem Schiff, beweist Stabsmatrose Manfred Kerait (20): „Ein paar Gewichte, ein Tampen, eine befestigte Stange tun es auch. Dem Erfindungsgeist sind hier keine Grenzen gesetzt."
Lust und Liebe gehören nur dazu, und die Überzeugung, daß „Sport treiben nicht heißt, Freizeit zu opfern, sondern sie interessant und sinnvoll zu gestalten" (Maat Wilfried Oeding, 21). In dem Sinne sollte es keinem Soldaten schwer fallen, richtig zu entscheiden zwischen aktiv oder passiv.

Günther Wirth

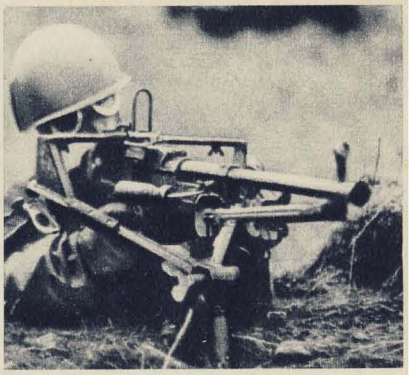
Panzerbüchse mit Zweibein
Die jugoslawische reaktive Panzerbüchse M 57A2 „Bacača" kann wahlweise mit oder ohne Zweibein in Anschlag gebracht werden. Die Waffe dient der Bekämpfung von Panzern, SPW und anderen Fahrzeugen. In Entfernungen zwischen 200 und 400 m ist die kumulative Granate am wirksamsten. Je Minute können 3 bis 4 Schüsse abgegeben werden. Die Gesamtmasse beträgt 9 kg.

Universal-MG auf Lafette
Das tschechoslowakische Universal-MG vz. 59 (vz. 59 L) wird mit einer speziellen Lafette als sMG gegen Erd- und Luftziele eingesetzt. Mit optischer Visiereinrichtung können Ziele in 1 500 m Entfernung sowie Flugzeuge, Hubschrauber und Fallschirmjäger bis in 500 m Höhe bekämpft werden. Die Masse der Waffe beträgt mit Lafette 19,24 kg; die praktische Feuergeschwindigkeit liegt bei 350 Schuß/min. Für die Version vz. 59 L (IMG) ist ein leichter Lauf vorgesehen.

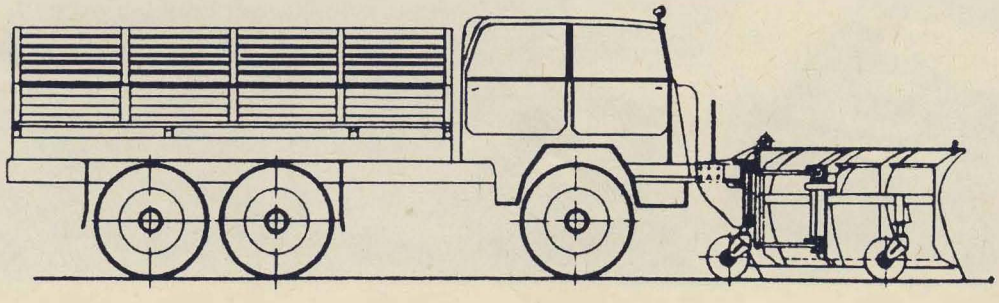
Medizinische Diagnostik-Geräte
Wissenschaftler und Ingenieure des Militärinstituts für Luftfahrtmedizin Warschau schufen ein leistungsfähiges medizinisches Diagnostik-Gerät zur komplexen Messung und Registrierung der Pulsfrequenz, des Pulsdruckes sowie der Temperatur des Körpers in Bewegung und Ruhe. Es erlaubt auch Untersuchungen bei einer Lärmintensität bis 130 Phon. Das Gerät besitzt einen elektronischen Speicher zur Informationssammlung über den Blutdruck. Die labortechnische und klinische Erprobung erbrachte ausgezeichnete Ergebnisse.

Gespräche unter Wasser
„Telson" heißt eine von Wissenschaftlern der Technischen Hochschule in Gdańsk entwickelte drahtlose Unterwassersprechanlage, die bereits industriell gefertigt wird. Die UW-Sprechanlage arbeitet auf Ultraschallbasis. Verwendet wird sie z. Z. nur in Helmtauchergeräten.

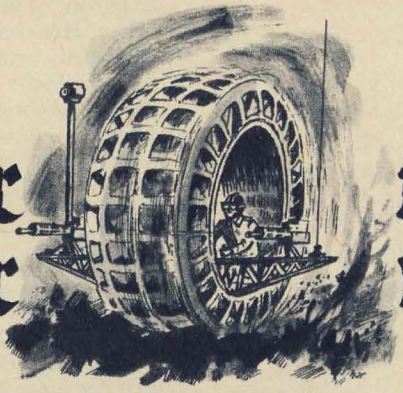
FK-Schnellboote bis 1972?
Für die Bundesmarine soll demnächst der Bau von 10 Flugkörperschnellbooten der Klasse 143 (Baubezeichnung S-41 bis S-50) anlaufen, die mit den gleichen Flugkörperanlagen vom Typ MM 38 ausgerüstet sind wie die Schnellboote der Klasse 148. Für die neuen Boote, die etwa 360 ts verdrängen und eine Geschwindigkeit von 38 kn erreichen sollen, sind auch zwei 76-mm-Kanonen und drahtgelenkte Torpedos als Bewaffnung vorgesehen. Die Boote sollen von 1973 bis 1976 fertiggestellt werden.



Star-66/660 mit Räumschild
Ein Vorbaugerät zum Räumen von Schnee bzw. von Verunreinigungen auf Fahrbahnen wurde für den polnischen 2,5-Mp-LKW Star 66/660 entwickelt und bereits erfolgreich eingesetzt. Das Gerät hat eine Räumbreite von 3450 mm und eine Höhe von 1021 mm. Die Masse beträgt 544 kg. Entsprechend der jeweiligen Räumhöhe kann eine Arbeitsgeschwindigkeit bis zu 35 km/h erreicht werden. Die am Schild befestigten Laufrollen lassen die maximale Fahrgeschwindigkeit von 60 km/h zu.



Der Aufklärer im Einrad



Die Anzahl der Räder, die ein militärisches Motorfahrzeug haben kann, ist nach oben hin nahezu unbegrenzt. Es gibt oder gab Fahrzeuge mit drei Rädern, gewöhnliche PKW und LKW mit vier, dann existieren SPW mit sechs oder acht Rädern und Tieflader, die auf einigen . . .zig Radpaaren rollen. Nach unten aber wird es schwierig: Zweiradfahrzeuge gelten hier allgemein als die Grenze.

Vor ungefähr 50 Jahren trat in Amerika ein Ingenieur mit der – seiner Meinung nach – revolutionierenden Erfindung eines Einradmotorfahrzeuges an die Öffentlichkeit. Hinter dem Namen „Jymborad" verbarg sich ein von Akkumulatoren gespeistes Elektrofahrzeug, das aus einem überdimensionalen Rad bestand, in dem sich alle Aggregate, Motoren-, Akkumulatoren- und Steueranlagen und überdies der Fahrersitz befanden. Der Vorteil des Fahrzeuges lag nach Meinung seines Schöpfers auf der Hand: Da es sich praktisch selbst eine unendliche Straße legte (die Auflagebreite des Rades betrug bis zu 1 500 mm) und auch einen sehr geringen Bodendruck aufwies, sollte es sich vorzüglich zu Gelände- und Sumpffahrten eignen. Die Geschwindigkeit betrug auf glatter Strecke bis zu 60 km/h, der Fahrbereich etwa 100 km, dann waren die Batterien erschöpft. Die Nachteile überwogen jedoch bei weitem. So gab es Schwierigkeiten bei der Stabilisierung, in der Fahrtrichtungsänderung, beim Bremsen usw., so daß kein Produzent gefunden wurde.

Daraufhin bot der Erfinder sein Fahrzeug in einer modifizierten Form dem US-Kriegsministerium als leichtes Aufklärungsfahrzeug an. In der allgemeinen Konstruktion und in den Hauptparametern gleich, trug das militärische „Jymborad" auf seitlich herausragenden Konsolen zwei synchrongesteuerte Maschinengewehre, eine Stabantenne für ein Funkgerät und eine Beobachtungssäule, die nach dem Prinzip des Grabenspiegels arbeitete. Daran angeschlossen war eine Kameraeinrichtung für Panoramaaufnahmen. Der Fahrer saß auf einer Art Pilotensitz. Gelenkt wurde mit einem Steuerknüppel und durch seitliche Gewichtsverlagerung.

Da die Unzulänglichkeiten der zivilen Version im militärischen Einsatz noch stärker hervortraten – so machte die mangelnde Stabilität jedes zielgerichtete Schießen und Fotografieren unmöglich – lehnte auch das Kriegsministerium das Angebot ab. Von weiteren Versuchen wurde nichts mehr bekannt. Interessanterweise sehen einige Zukunftsprojekte auch für das Einradfahrzeug ein „Comeback" vor – allerdings in völlig anderen Dimensionen.

K. Krumsieg

Illustration: Hans Räde

Mit Georg Büchner ins Hessenland

Stellen wir uns einmal vor, da fährt ein etwa zwanzig Jahre alter junger Mann – aus der Schweiz kommend – im Expreß Richtung Frankfurt am Main, ins Hessenland also, das an den Südwesten unserer Republik grenzt. Er trägt volles, lockiges Haar; die großen, etwas traurigen Augen stehen in einem eigenartigen, anziehenden Widerspruch zu dem feschen Schnurrbärtchen; seine Kleidung ist für unseren Geschmack etwas altmodisch; in seinem Reisepaß steht der Name „Georg Büchner".

Wir können uns das alles natürlich nur vorstellen. Von der hessischen Polizei ins Ausland gejagt, starb Georg Büchner bereits vor 135 Jahren im schweizerischen Zürich. 23 Jahre ist er nur alt geworden. Dennoch hat er uns solch erregende Dramen wie „Dantons Tod", und „Woyzeck" hinterlassen. Und dann auch ein paar Blätter mit dem Titel „Der hessische Landbote". Das klingt für unser Ohr nach dörflichen Hufschmieden, ländlicher Kirchweih, nach Peitschenknall und Hahnenschrei. Aber „Der hessische Landbote" war eine revolutionäre Flugschrift, war ein Fanfarenruf an die hessischen Bauern, die reaktionäre Obrigkeit und die Reichen davonzujagen. Voran war den Blättern eine Losung aus der Französischen Revolution gestellt: „Friede den Hütten! Krieg den Palästen."

Viel Wasser ist seit jenen Tagen den Main hinunter geflossen, da diese Flugschrift mit heißem Herzen geschrieben wurde. Was ist aus der Herrschaft der „vornehmen Herren", aus den Palästen im Hessenlande geworden?, würde sich der junge Dichter fragen.

Wir stellen uns also vor, er sitzt in seinem Zuge Richtung Frankfurt am Main und will sich während der Fahrt ein wenig vorinformieren. Zwei Schriften über das heutige Hessen hat er sich verschaffen können. Er greift zur ersten. Es ist eine großformatige, zum Teil buntgedruckte Werbeschrift für das Land Hessen und heißt „publik". Ja, viel Wasser ist den Main hinuntergeflossen, seit der junge Mann den „Hessischen Landboten" schrieb. Aus dem geknechteten Großherzogtum Hessen mit seinen 718373 Einwohnern ist ein rund 8 Millionen Einwohner zählendes Bundesland geworden, ein besonders „fortgeschrittenes Bundesland", wie es die Werbeschrift verheißt. Allein Frankfurt zählt heute 670000 Einwohner und wird mit solch achtunggebietenden Titeln wie „Weltstadt", „Handels- und Bankmetropole" oder gar „Tor von Europa" bedacht.

Natürlich kann unser junger Freund nicht alles verstehen, was da geschrieben steht. Auf mehreren Seiten sind da die führenden Köpfe des heutigen Hessens abgebildet. Mehrere Sozialdemokraten sind darunter, und der junge Dichter erfährt, daß das Bundesland Hessen seit seiner Gründung von Sozialdemokraten regiert wird. Aber das sagt ihm nichts. In trauter Ein-

Das Riedeselsche Schloß: Hierzulande ließ der Esel nicht die Ohren hängen.

tracht mit jenen heute in Hessen Regierenden lächeln dem Reisenden Fotos zahlreicher Männer mit ganz unverständlichen Titeln wie „Aufsichtsratsvorsitzender" an.

Unser Freund greift zur zweiten Schrift. Sie trägt den Titel „Verfassung des Landes Hessen", und in ihr findet er einige nicht nur sonnenklare, sondern ihn brennend interessierende Sätze.

„Artikel 42 (1). Nach Maßgabe besonderer Gesetze ist der Großgrundbesitz, der nach geschichtlicher Erfahrung die Gefahr politischen Mißbrauchs und der Begünstigung militaristischer Bestrebungen in sich birgt, im Rahmen einer Bodenreform einzuziehen."

Ja, das begreift unser junger Freund, der da in seinem „Landboten" geschrieben hatte: „Das Leben der Bauern ist ein langer Werktag; Fremde verzehren seine Äcker vor seinen Augen, sein Leib ist eine Schwiele, sein Schweiß ist das Salz auf dem Tisch der Vornehmen." Aber das sollte ja nach jener Schrift nun graue Vergangenheit sein.

„Ein Esel, wer allein dem gedruckten Wort vertraut," sagt sich unser junger Freund, und er erinnert sich bei diesen Worten an ein Wappen, das einen Eselskopf zeigte und dem Geschlecht der Riedesels gehörte. Die Riedesels gehörten zu seiner Zeit zu den reichsten Landbesitzern im Hessenlande. Also auf zu deren Stammsitz!

Der Dichter kommt gerade zurecht, 12 Kilometer vor dem Schloß im Städtchen Lauterbach ein „Fest der Heimat" zu erleben. Ein gemischter Chor singt innig: „Heimat, wann küß ich deine Erde wieder." Ein Mann schimpft vor einem Denkmal mit Preußenadler gegen irgendeine „Zone". Und will sie wiederhaben! Mimeleit heißt er und ist Kreisvorsitzender eines „Bundes der Vertriebenen".

Von alldem versteht unser junger Dichter wieder recht wenig. Er hat auch brennendere Fragen an den Herrn Mimeleit, nämlich die nach der Bodenreform und den Riedesels.

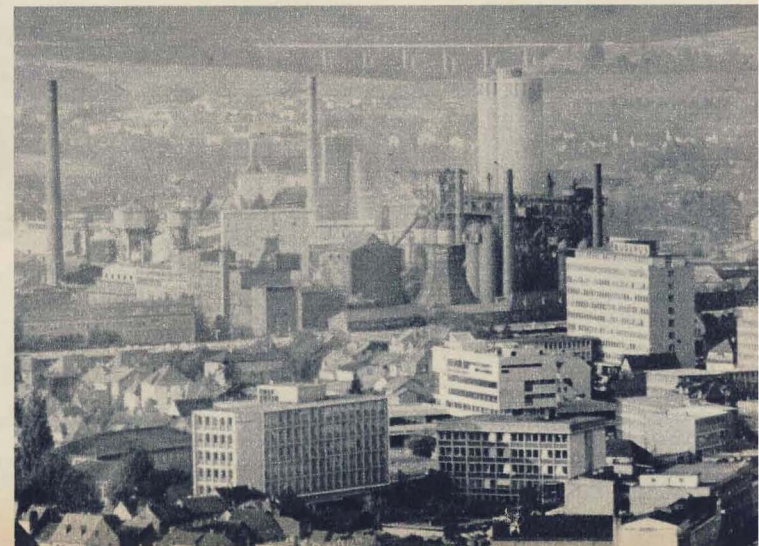
Herr Mimeleit schüttelt auf beide Fragen mit dem Kopf. Einmal, weil er von einer Bodenreform nichts weiß. Zum anderen, weil es doch wohl das Selbstverständlichste von der Welt ist, daß er als Kreis-Revanchisten-Chef gut zu der Familie auf dem Schloß steht. Er gehe sogar regelmäßig mit dem Schloßinspektor auf die Jagd. Und so erfährt unser junger Reisender: Ja, dem Geschlecht der Riedesel gehört noch immer das meiste Land ringsum. Wälder, Weiden, Felder. Auf 2800 Hektar schätzt man die Fläche. Bereichert wird der Familienbesitz durch eine Brauerei, das Oberhessische Holzwerk und noch mehr. Bodenreform? Hier nicht. Einen geringen Teil des Bodens verpachte der Herr auch mit noch besserem Gewinn...

„Ja", so sagt sich der junge Dichter, „und das Leben der Bauern ist also auch heute noch ein langer Arbeitstag und sein Schweiß immer noch das Salz auf dem Tische der Reichen."

In Wiesbaden bei der hessischen Regierung würde man ihm antworten: „Sehen Sie, verehrter Herr, wir sind auf dem besten Wege, das zu lösen. Wir tun unser Bestes, damit viele Einzelbauern auf ihr bißchen Scholle verzichten, Haus und Hof verlassen und in die schönen Fabriken ziehen. Verstehen Sie das?" Der könnte antworten: „Ich verstehe nur, daß in meinem Hessenlande der Krieg gegen die Reichen in den Schlössern und auf den Gutsbesitzen immer noch nicht stattgefunden hat." Aber er könnte

Mimeleit: Kämpft um Schlösser, die (für seinesgleichen) im Monde liegen.

Wetzlar. Flick: „Einen Kopf muß man haben, ein Zinn ist noch besser!"



DEUTSCHE BANK
DRESDNER
Bundesba
WERTPAPIERE
COMMERZBANK
AKTIENBÖRSEN

sich fragen: „Vielleicht ist es in den Fabriken ganz anders, denn sie sind für mich die neue Zeit."
Und in dem Verfassungsbüchlein hatte er lesen können: „Mit dem Inkrafttreten dieser Verfassung werden 1. in Gemeineigentum überführt: Der Bergbau (Kohle, Kali, Erze), die Betriebe der Eisen- und Stahlerzeugung, die Betriebe der Energiewirtschaft und das an Schienen und Oberleitungen gebundene Verkehrsnetz."
Hat sich da was getan? Wenn unser junger Freund einen pfiffigen und informierten Burschen trifft, wird der ihm sagen: „In Wetzlar," und damit den Anstoß zu einem Abstecher geben. Wetzlar liegt auch im gleichen Kreis wie Gießen, und dort hatte unser Freund ja einst studiert.
Ja, in Wetzlar gibt es ganz erstaunliche Dinge zu erkunden. Vor rund 20 Jahren waren hier einem Herrn Flick die Hessischen Berg- und Hüttenwerke AG aus der Hand genommen und ihm runde 17 Millionen Mark als Entschädigung auf die Hand gelegt worden. Die Direktoren blieben übrigens dieselben; ein leitender Angestellter des Herrn Flick wurde SPD-Mitglied und hessischer Wirtschaftsminister, und jener Herr Kopf unterschrieb dann auch einen Vertrag, daß die Flickschen Werke den Stahl aus Wetzlar weiter erhielten. Im Laufe der Jahre ließ sich dann die Regierung die Wetzlarer Werke einiges kosten. Sie modernisierte den Betrieb mit 82 Millionen Mark. Und vor ein paar Jahren wurde schließlich ein neuer Vertrag unterschrieben zwischen dem Herrn Flick und dem Ministerpräsidenten Zinn (SPD). Danach erhielt der Flick gegen 22 Millionen Mark die AG zurück. Und er sprach: „Von allen Ministerpräsidenten, die ich kennengelernt habe, imponiert mir Herr Zinn am meisten."
„Das ist ja wirklich ein einmaliges Beispiel, wie wie man Betriebe in ‚Gemeineigentum überführt'," könnte unser junger Dichter empört sagen. Worauf ihm der pfiffige und informierte Bursche ergänzt: „Und das einzige Beispiel. Denn von 146 für die Verstaatlichung vorgesehenen Betriebe wurden 145 von vornherein gestrichen."

Kommen wir zum Ende unserer erdachten Begegnung Georg Büchners mit leider nicht erdachten Zuständen im Hessenland. Denken wir uns, er sitzt wieder im Zuge und nimmt noch einmal jene Werbeschrift über Hessen zur Hand. Alles wird er auch jetzt noch nicht verstehen. Manches wird er vielleicht sogar mißverstehen. Wenn er die Farben werke Hoechst erwähnt findet, könnte er naiv vielleicht wirklich an eine Fabrik denken, die Anstreichmittel produziert. Woher sollte er auch wissen, daß es sich um einen Riesenchemiebetrieb in Hessen handelt, der zur IG-Farben-Gruppe zählte, die an den schwersten Kriegsverbrechen beteiligt war.
Unser Freund wird sich noch einmal die Köpfe der führenden Männer des Hessenlandes betrachten. Eine Eintracht nicht nur auf diesen Seiten, könnte er sagen. Er wüßte wohl nicht, daß sich zum Beispiel hinter dem Namen Abs ein Mann verbirgt, der als Direktor der Deutschen Bank während des Krieges ein „Genie" war bei der Ausplünderung anderer Länder und der deshalb auch zu 15 Jahren Zwangsarbeit verurteilt wurde. Aber unser junger Freund wüßte jetzt, was ein Aufsichtsrat ist, daß das höchste Gebäude in Frankfurt jene Deutsche Bank ist, ja, und daß der „Krieg" gegen die „Paläste" auch in Hessen noch aussteht. *-th*

Eine sichere Bank für die Banken –

kleine Hessische (Presse)-Schau

„Wer erinnert sich schon an den Artikel 41 der hessischen Verfassung über die Sozialisierung der Grundindustrie, den 1947 das hessische Volk in separater Abstimmung angenommen hat? Sehr viel Bedeutung hat dieser Artikel nie gehabt."
(„Stuttgarter Zeitung")

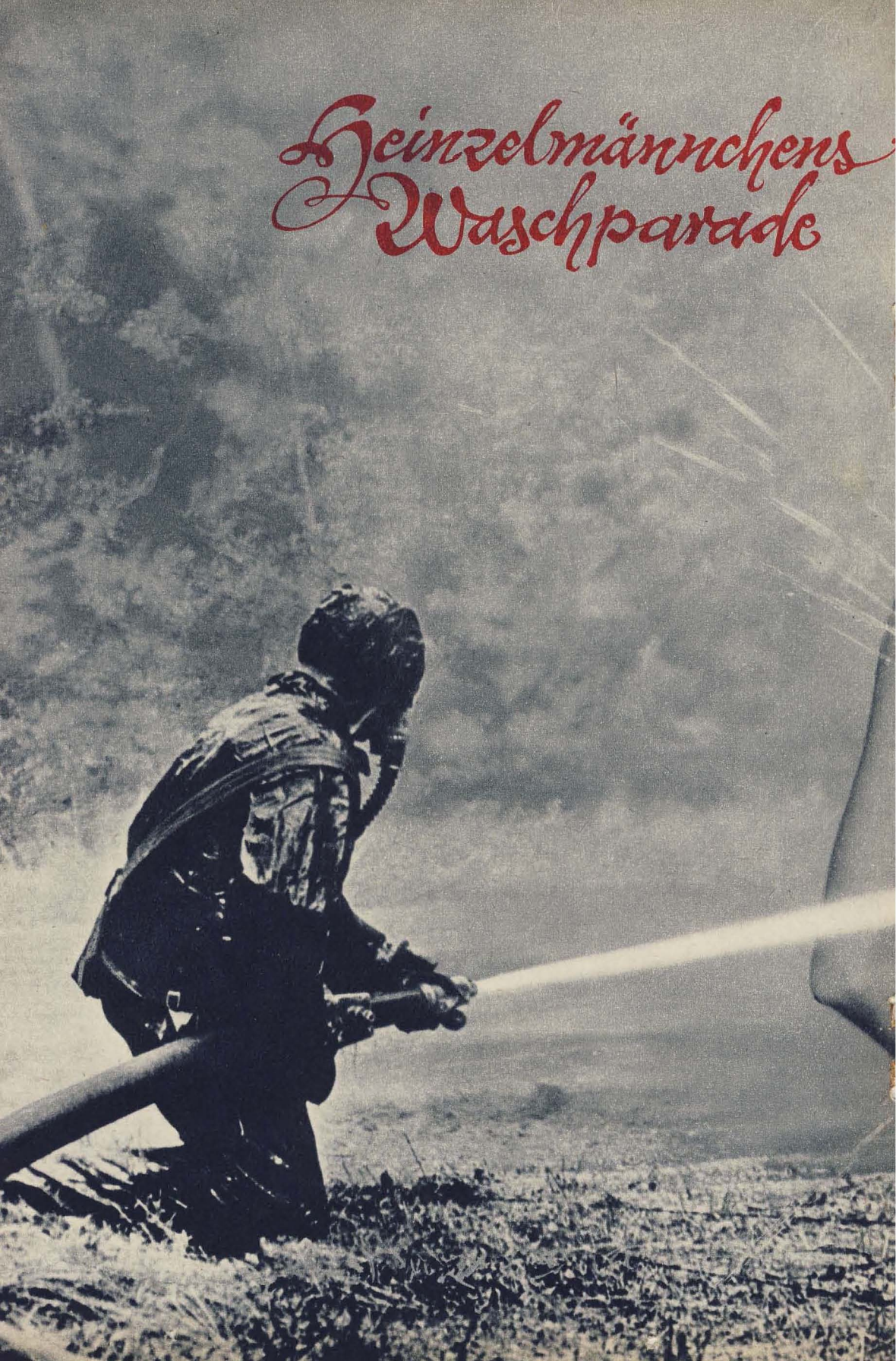
Am 7. Mai 1971 ist der erste von 2171 „Marder"-Schützenpanzerwagen bei den Kasseler Henschel-Werken vom Band gerollt.
(„Die Welt")

„Hessens Wirtschaft lassen sich deutsche und ausländische Großunternehmen mit weltweiter Aktivität zurechnen, die Farbwerke Hoechst, AEG-Telefunken beispielsweise oder die Konzerne Honeywell und Massey-Ferguson. In Hessen dominiert die General-Motors-Tochter Opel, hier residieren Groß- und Kleinbanken, allen voran die Deutsche Bank, die Dresdner Bank, die Commerzbank und die Bank für Gemeinschaft, deren Interessen weder an Landes- noch Bundesgrenzen haltmachen."
(„Publik")

„Im Hessenland arbeiten die Sozialdemokraten – vor allem die von der SPD beherrschte Regierung in Wiesbaden – ausgezeichnet mit den Industriellen zusammen."
(„Frankfurter Rundschau")

Montage: Wolfgang Rasch

Heinzelmännchens Waschparade



J. C. SCHWARZ

Es geschah in der

Er stand wie ein Fels in der Brandung. Seine Stimme hallte tief und rollend durch den Raum. Die tausend Kumpels, die zu der Versammlung erschienen waren, erschraken. Kein Laut kam von ihren Lippen. Wer so zu sprechen wagte, war entweder wahnsinnig oder lebensmüde, es gab nichts Gefährlicheres als die Wahrheit. Wer war der Mann? Diejenigen, die ihn kannten, sagten: Yock. Das Wörtchen „Yock" machte die Runde, geflüstert. Er war ein Kumpel, einer von ihnen. Man sah es an seinen gewaltigen Händen, an seinem festen Nacken, an den eingegrabenen Falten im Gesicht, daß größere Teile seines Lebens schwarz gewesen waren als weiß, nämlich mit Kohlenstaub bedeckt.

„Wollen Sie behaupten, daß Sie das nicht wissen?", ruft er laut und weist mit dem Zeigefinger auf den im Präsidium sitzenden William Boyle, den Bezirksvorsitzenden von Billings im Staate Montana, der möglichst ruhig den starken Blick des Gegners auszuhalten versucht. „Wollen Sie behaupten, daß Sie die Todeszahlen des Jahres 68 nicht kennen? Nun, dann will ich es Ihnen sagen. Im Jahre 68 starben 1 000 Kumpel an Silikose und 550 bei Grubenkatastrophen. So glänzend ist Ihre Fürsorge! 1 550 Tote klagen Sie an, aber das sind nur die Toten des Jahres 68. Seit Beginn dieses Jahrhunderts haben wir im amerikanischen Kohlenbergbau 100 000 Tote zu verzeichnen, seit 1930 erlebten wir anderthalb Millionen schwerer Schachtkatastrophen. Und was tun Sie, Boyle, und Ihr Bruder Tony in Washington? Rühren Sie auch nur den kleinen Finger? Aber Sie beide nennen sich Bezirks- und Landesvorsitzender der amerikanischen Bergarbeitergewerkschaft! Von wem sollen wir Kumpels Hilfe bekommen, wenn nicht von unserer Gewerkschaft? Vielleicht sollen wir uns an die Grubenbosse wenden, an Mister George Jody, den Vorsitzenden des Verbandes der Kohlengrubenbesitzer? Denselben Mann, der nach dem Grubenunglück in Farmington erklärte, als der Kongreß sich im Angesicht der 78 getöteten Bergarbeiter zur Herausgabe neuer Sicherheitsgesetze gezwungen sah: ‚Wir wollen nichts übereilen'! William Boyle, ich fordere Sie auf, uns zu sagen, wie sie uns hilft, unsere Gewerkschaft! Oder sind Sie nur Gewerkschaftsvorsitzender, um sich selbst zu helfen, sich und Ihrer Familie? Die Universität von West-Virginia hat diese neuen Sicherheitsgesetze, die Jody ‚übereilt' findet, untersucht und sie heftig kritisiert. Sie bezeichnete diese Gesetze als äußerst lau und gab der Vermutung Ausdruck, es bestehe eine unwürdige, wenn nicht unheilige Allianz zwischen den Besitzern der Kohlengruben und dem amerikanischen Grubenamt. Ich möchte die Vermutungen der Universität dadurch ergänzen, daß ich die Frage stelle: Besteht nicht möglicherweise eine ähnliche unheilige Allianz zwischen den Besitzern der Kohlen-

Silvesternacht...

gruben und der herrschenden Spitze unserer Gewerkschaftsorganisation?"

Geraune geht durch den Saal. Im Präsidium, in der Nähe William Boyles, ist eine Bewegung zu bemerken. Boyle, der Bruder des Landesvorsitzenden Tony Boyle, gibt einem stämmigen Kerl, dessen Kopf plötzlich hinter ihm aufgetaucht ist, einen Wink, flüstert ihm etwas zu. Man sieht, daß der Kerl eine kleine unwillkürliche Kellnerverbeugung macht und im Eiltempo den Versammlungsraum verläßt. Offenbar hat er einen Auftrag bekommen. Der Mann, der am Rednerpult steht, hat das beobachtet.

„Sie wollen uns Angst machen", ruft er in den Saal. „Angst soll unsere Versammlungen verhindern. Angst setzt unsere Rentner unter Druck. Und Angst machen sie jedem, der aufstehen will und reden. Sind wir denn im Deutschland der Gestapo? Wir sind doch ein Rechtsstaat, nicht wahr? Unsere Gewerkschaft unterhält hier in Billings eine Rechtsabteilung, die von Antoinette Boyle geleitet wird, der Tochter Tonys. Man sieht, die Familie Boyle tritt für das Recht der Kumpels ein. Es ist nur schade, daß die 250 Bergleute und die 700 Pensionäre, die hier in Billings leben, nicht ein einziges Mal von der Rechtsabteilung Gebrauch gemacht haben. Sie wollten den Ruheposten nicht stören, für den Tonys Tochter 40 000 Dollar im Jahr plus 3300 Dollar Jahresspesen bekommt. 43 300 Dollar für völlige Untätigkeit! Ich fordere Sie auf, Kollegin Boyle, schließen Sie Ihr Büro! Die Kumpels glauben nicht an das

Recht, das von den Boyles kommt. Es kommt von Ihnen soviel Recht wie von George Jody und vom amerikanischen Grubenamt."

Er hebt seine Stimme zu einem wahren Donner. „Am 9. Dezember soll der neue Gewerkschaftsvorsitzende gewählt werden. Jahrelang habt Ihr immer wieder die Boyles gewählt, weil Ihr Angst hattet. Jetzt habt Ihr Gelegenheit, frei zu werden. Ich stelle mich der Wahl. Wir werden wieder Demokratie einführen und Sauberkeit in unserer Gewerkschaft. Wir werden die leitenden Funktionäre rechenschaftspflichtig machen und den Kampf um Sicherheit in den Gruben und um Gesundheitsschutz aufnehmen. Gebt mir Eure Stimme am 9. Dezember."

Rauschender Beifall, größte Erregung der Kumpels. Nur im Präsidium wird hämisch gelacht. William Boyle klopft auf den Tisch. „Ruhe, Silentium", sagt er. Er versucht, möglichst gemütlich und unberührt zu wirken. „Na, Kinder, da haben wir also 'n neuen Kandidaten für den Posten des Landesvorsitzenden. Ihr habt ihn soeben reden gehört. Ich fand, er redet wie ein Kommunist, aber Ihr könnt ja anderer Meinung sein. Weil wir nämlich eine Demokratie sind, deshalb. Auch wenn der Kollege Yablonski das abstreitet und häßliche Ausdrücke wie ‚Gestapo' und so weiter benutzt. Aber das ist seine Sache. Was Yablonski tun würde, wenn er Vorsitzender wäre, wissen wir nicht. Vielleicht würde er die Kommune ausrufen, wenn man nach dem urteilt, wie er redet. Vielleicht würde er irgend etwas verstaatlichen, was wir nicht verstaatlicht haben wollen, meinetwegen die Frauen, um nur ein Beispiel zu nennen." Es wird unruhig im Saal. „Aber was die so beschimpften Boyles tun, solange sie noch Vorsitzende sind, das kann ich Euch sagen, Kinder. Tony hat soeben, wir mir mitgeteilt wurde, eine Erhöhung der Renten um 25 Dollar monatlich ausgehandelt, mit dem bösen George Jody, den Yablonski so beschimpfte und der gar nicht so böse ist. Man kann nämlich mit ihm reden. Die Frage ist nur, ob Jody die 25 Dollar monatliche Rentenerhöhung weiter zahlen wird, wenn so einer wie Yablonski ans Ruder kommt."
Wieder gibt es Unruhe und Bewegung unter den Zuhörern.

„Wir werden, wenn die Wahl so ausfällt, wie *wir* uns das vorstellen, nach dem 9. Dezember für eine neue Lohnskala von 50 Dollar täglich eintreten. Auch das haben wir George Jody gesagt, und er antwortete nur, es sei ihm lieber als Yablonski und neue Gesetze für die innerbetrieblichen Angelegenheiten in den Gruben. Was verstehen die gelehrten Herren von der West-Virginia-Universität vom Bergbau! Einen feuchten Schmutz, meine lieben Kinder, das müßt Ihr doch zugeben. Also, wenn Ihr große Reden haben wollt und viel Ärger und keinen Penny mehr im Monat, dann müßt Ihr Yablonski wählen. Das ist Eure Sache. Wir Boyles würden nur die Scherereien los sein, die wir uns in Euerm Interesse auf den Hals geladen haben."
Abends vor dem Versammlungshaus in Billings entdeckt Joseph Yablonski, daß jemand die Motorhaube an seinem Auto aufgebrochen und die Zündkabel herausgerissen hat. Er kann also nicht in sein Hotel fahren. Er muß zu Fuß gehen. Freunde wollen ihn in ihrem Wagen ins Hotel bringen, aber er lehnt ab, und zwar besonders deshalb, weil sie sagen: Es sei eine Warnung, es bestehe Gefahr für ihn. Gefahr? Er lacht. Er zeigt ihnen seine Fäuste, die wie Vorschlaghämmer sind. Angst? Das wollen sie ja gerade, diesen Gefallen darf man ihnen nicht tun. Er will den erzwungenen Spaziergang ins Hotel dazu benutzen, um seine Taktik zu überdenken. Zögernd lassen sie ihn gehen.
Yablonski hat das billigste Hotel am Rande der Stadt genommen. Nie würde ein Boyle in so einem Hotel wohnen. Was ihn so nachdenklich stimmt und in ihm den Wunsch erzeugt, seine Lage zu überdenken, ist die Tatsache, daß die Kumpels auch nach der Rede William Boyles Beifall geklatscht hatten. Die Boyles sind natürlich geschickte Taktiker; sie beherrschen seit zwei Jahrzehnten den Gewerkschaftsapparat, sie wissen, wie man mit den Kumpels umgehen muß. Daß sie gerade jetzt zu Jody gegangen sind und diese 25 Dollar für die Rentner herausgewirtschaftet haben, zeigt zweierlei: Ihre taktische Schlauheit und ihre Angst vor ihm, Yock. Ja, zum ersten Mal seit Bestehen der UMWA haben *sie* Angst, das zwingt ihnen die Taktik auf.
Jemand folgt ihm. Er fühlt es seit einiger Zeit. Er bleibt vor einem beleuchteten Geschäft stehen, in der Hoffnung, das spiegelnde Glas werde ihm den Verfolger zeigen. Aber der Verfolger scheint ebenfalls stehen geblieben zu sein, und umwenden möchte sich Yock nicht, um nicht den Anschein zu erwecken, er fürchte sich.
Er geht weiter. Wieder hört er die Schritte hinter sich. Er hört sie aus allen anderen Geräuschen der Straße heraus. Er weiß bereits, daß sie ihm gelten. Sie hören auf zu klopfen, wenn er stehen bleibt, verlangsamen ihren Rhythmus, wenn er seine Gangart verlangsamt. Jetzt fällt ihm ein, daß doch während der Versammlung dieser kräftige Kerl hinter William Boyle am Präsidiumstisch auftauchte und wahrscheinlich einen Auftrag bekam, obwohl Boyle sicher sagen wird, es war der Bote, der ihm die Nachricht von den 25 Dollar überbrachte. Es

ist immer gut, ein Stück Eisen in der Faust zu haben, das schützt die Hand. Yock tastet nach seinen Schlüsseln, er packt sie fest. In der stillen Straße kurz vor dem Hotel ist es so weit: Drei Kerle fallen über ihn her. Er schlägt mit bewaffneter Faust um sich wie mit einem schweren Hammer, aber er kann es nicht verhindern, daß er stolpert und hinstürzt, weil sie komische Tricks mit den Beinen machen. Wenige Sekunden dauert es, dann haben sie ihn besinnungslos geschlagen und laufen davon.
Im Krankenhaus erwacht er, aber es zeigt sich, daß er nur kleine Verletzungen abbekommen hat und nach zwei Tagen mit einem Verband zur nächsten Wahlversammlung reisen kann.

■■

Am 1. Dezember hat der „große" Tony in Washington den Besuch seines kleinen Bruders William aus Billings. Sie sitzen in einem Luxusbüro mit dicken Teppichen, viel Technik, Edelholz und Leder. „Du lebst hier nicht schlecht, mein lieber Bruder", sagt er zu Tony. „Ich finde keine ruhige Minute mehr, seitdem Yablonski in Billings war und das Arbeitsministerium wenig später seinen Bericht herausbrachte. Der Kerl will uns alle ins Unglück stürzen. Er scheint zum Äußersten entschlossen. Stimmt es, daß andere Bezirksvorsitzende mit ihren Familien dasselbe tun wie wir mit unserer? Was wird der Arbeitsminister unternehmen wegen der 7 Millionen Dollar, die die leitenden Funktionäre der UMWA in die Gewerkschaftskasse zurückzahlen sollen?"
„Nichts", sagt Tony grinsend. „Seine Antwort ist bereits da. Ich kenne sie. Er hat zwar den Bericht Yocks veröffentlicht, empfiehlt aber zur Bereinigung der Angelegenheit die innergewerkschaftlichen Möglichkeiten auszuschöpfen. Das ist die Formulierung."
„Woher weißt du das? Hat der Minister dir diese Stellungnahme zugeschickt?"
„Nein, natürlich Yock. Yock gehört immer noch zum Vorstand der UMWA und hat hier im Haus sein Büro. Wir sind eine Demokratie, und wir begegnen einander im Korridor. Yock sagt zu mir so: ‚Ich habe die Stimmen der Kumpels bekommen, um gegen dich kandidieren zu können. Das ist so üblich in einer Demokratie. Wir kämpfen sportlich. Wir werden sehen, wen die Kumpels haben wollen, dich oder mich.'"
„Ich staune über deine Ruhe. 7 Millionen Dollar sollen die führenden Funktionäre zu Unrecht der Gewerkschaftskasse entnommen haben. Mein lieber Mann! Und alles belegt mit Namen und Adressen! Die Kumpels lesen das doch. Wenn du nicht wiedergewählt wirst, können wir alle einpacken."
„Das ist klar. Aber ich werde wiedergewählt."
„Bei solchen massiven Beschuldigungen?"
„So wie du kann nur ein kleiner Bezirksvorsitzender sprechen. Wir haben zur Zeit in der UMWA 80000 wahlberechtigte Rentner und 110000 aktive Bergleute. Die Rentner habe ich bereits gekauft. Wenn sie Yock wählen, verlieren sie monatlich 25 Dollar, das habe ich mit Jody so ausgemacht. Von den 110000, die noch arbeiten, folgt mir die Hälfte wegen der Lohnskala von 50 Dollar täglich, für die wir angeblich kämpfen werden. Mehr hat Yock auch nicht in seinem Wahlprogramm als 50 Dollar täglich. Der Unterschied besteht darin, daß er dafür kämpfen und Jody verärgern wird und wir gar nicht daran denken, Jody zu verärgern." Er lacht. „Die andere Hälfte der Kumpels bekommen wir auf technische Weise."
„Auf technische Weise?"
„Ja, durch Technik." Tony betrachtet verstimmt seinen begriffsstutzigen Bruder. „Ich will dir mal was sagen, William. Ich habe euch alle zu großen Tieren in der UMWA gemacht und euch glänzende Gehälter besorgt, damit ihr eure Nasen nicht in meine Angelegenheiten steckt. ‚Keine ruhige Minute mehr': Wenn ich so einen Unsinn schon höre! Gut, du hast Yock in Billings sprechen gehört. Hast du schon mal Tony in Washington sprechen gehört? Wir werden also tun, was der Arbeitsminister empfiehlt: Die innergewerkschaftlichen Möglichkeiten ausschöpfen."
„Und die Senatoren im Weißen Haus? Die Unruhe wegen des Berichtes? Wir stehen am Pranger, merkst du das nicht?"
Tony lacht verächtlich.
„Pranger! Es stand schon mancher in den USA am Pranger. Wir sind ein freies Land, wir leben gefährlich. Wenn du es mit der Angst zu tun bekommst, kannst du ja betteln gehen. Ein Mann von Format zittert nicht vor einem Yock."
„Ich zittere ja nicht", sagt William kleinlaut. „Ich habe ihn in Billings sogar verprügeln lassen. Aber kann man den Arbeitsminister verprügeln?"
„Nur Geduld! Einen Minister verprügelt man nicht, den versandet man."
„Versandet?"
„Denkst du, er wird gegen die Continental Oil, gegen Jody vorgehen? Er wünscht sich selbst eine Fuhre Sand, damit alles schön verrieselt. Zeit und Sand, und Yock ist eines Tages vergessen. Kannst du mir folgen, Brüderchen?"

■■

Das Ergebnis der Wahlen vom 9. Dezember zeigt eine eigenartige Arithmetik des Wahlbetrugs. Es gibt in der amerikanischen Bergarbeitergewerkschaft, der UMWA, zur Zeit 190000 Wahlberechtigte, davon 80000 Rentner. Die Wahlbeteiligung ist außerordentlich hoch, sie liegt bei 95 Prozent. In dieser Tatsache spiegelt sich das große Interesse, das die prinzipielle Auseinandersetzung Yablonskis mit der bisherigen Gewerkschaftsführung findet. Aber es zeigt sich merkwürdigerweise, daß überall da, wo die Wahllokale, die Wahlorganisation, die Wahlurnen in den Händen der Boyle-Leute sind, nur diejenigen Kumpel einen Wahlschein richtig auszufüllen vermögen, die für Tony Boyle stimmen. Die Wähler Yablonskis geben allesamt Wahlscheine ab, deren Ungültigkeit darin besteht, daß beide Kandidaten für den Posten des Landesvorsitzenden angekreuzt sind, nämlich Yablonski *und* Boyle. Überall da, wo Yablonski seine Wahlaufseher eingesetzt hat, werden gültige Wahlscheine abgegeben, und es kommt in solchen sauber geführten Wahllokalen eine überraschende zahlenmäßige Überlegenheit der Yablonski-Wähler gegenüber den Boyle-Wählern zum Vorschein. In den von Yablonski geführten Wahllokalen also beweisen die Kumpels, daß sie genügend Intelligenz besitzen, um einen gültigen Wahlschein abgeben zu können. Endergebnis: 81000 Stimmen für Boyle, 46000 für Yablonski. 52000 Wahlscheine müssen als ungültig erklärt werden. Die Vermutung liegt nahe, daß das die Wahlscheine derjenigen Kumpels sind, die den Mut hatten, für Yablonski zu stimmen. Wenn dem so ist, gaben 98000 Wähler ihre Stimme für Yablonski, mit anderen Worten: Die Mehrheit der amerikanischen Bergleute hat Vertrauen zu Yablonski und möchte ihn an der Spitze ihrer Gewerkschaft sehen, im Interesse der Säuberung des Gewerkschaftsapparates. Die Notwendigkeit dieser Säuberung wird also von der Mehrzahl der amerikanischen Bergleute anerkannt. Normalerweise müßte eine Wahl, bei der ein so hoher Prozentsatz von ungültigen Wahlscheinen abgegeben wurde, wiederholt werden.

Aber Boyle läßt diesen Gedanken nicht aufkommen. Er tut alles, um der Wahl einen gesetzlichen Anschein zu geben, obwohl sie meilenweit nach Betrug riecht. Er heuchelt Zufriedenheit mit dem Wahlergebnis, aber er ist nicht zufrieden. Die 52000 ungültigen Wahlscheine beunruhigen ihn. Yablonski erklärt, daß er trotz des Ergebnisses dieser von ihm als „unehrlich" bezeichneten Wahl weiterkämpfen wird, bis zum endgültigen Sieg. Tony Boyle weiß nun, daß es Zeit wird, zu dem traditionellen, dem altbewährten Mittel im amerikanischen politischen Kampf zu greifen.

■■

Am 12. Dezember, drei Tage nach der Wahl, fährt ein schwarzer Cadillac durch das Städtchen La Folette in Tenessee und hält vor dem Haus des Silous Huddleston, eines bekannten Terroristen, dem die Behörden jedoch niemals etwas nachweisen konnten. „Was wünschen Sie, Mister?", fragt ein Boxertyp, der die Tür nur so weit geöffnet hat, daß hinter ihm ein zweiter Boxertyp den Vorgang beobachten kann. „Ist Mister Huddleston zu Haus?" fragt der Mann im Trenchcoat, denn hier unten im Süden der Appalachen herrscht subtropisches Klima, und man trägt im Dezember leichte Regenmäntel. „Ich möchte ihn gern sprechen."

Die Wächter lachen. „Wenn Sie das wollen, müssen Sie schon ein paar Worte mehr ausspucken.

Hier können nur Leute herein, die sich zu großer Deutlichkeit in bezug auf ihre Absichten herablassen. Wer sind Sie überhaupt?"

„Sagen Sie: Tony – der Kohlentony. Er kennt mich."

„Na, gnade Ihnen Gott, wenn das 'n verkehrtes Flaschenetikett ist", grunzt der Kerl und schlägt wieder die Tür zu. Der Mann im Trenchcoat wartet. Drinnen wird verhandelt. Dann nähern sich Schritte der Tür.

Ein Kavalier, ein hübscher kleiner Bursche mit Lippenbart und femininen Gebärden, ein smarter Caballero öffnet die Tür. „Komm herein, Tony", sagt er. „Ich hatte so eine Vorahnung, daß du kommst. Ich habe letztens die Zeitungen gut beobachtet. Es steht schlecht, ja? Komm, wir besprechen die Sache bei mir im Büro. Wollten dich diese Grobiane nicht hereinlassen?"

Oben im „Büro", zwischen Kübel-Palmen und modernen Wohlstandsmöbeln findet die Beratung statt.

„Sily, du weißt, ich bin kein Spielverderber. Wenn ein Mann 'ne Prügelei haben will, dann kriegt er sie. Yock war 'ne Schlange an meinem Busen, solange er im Vorstand war. Jetzt hebt er Kopf und Faust. Erinnerst du dich an die Geschichte mit Charles Minton? Mit dem hab ich damals gesprochen wie heute mit dir, aber er glaubte, er kriegt mehr als 7 Millionen Dollar für die Köpfe der zwei Walliser aus Cliffland, wenn er zum Gericht geht und auspackt. Ich sag dir ja, ich bin kein Spielverderber. Er bekam durch meinen Rechtsanwalt 'ne sechsstellige Zahl und widerrief alles, was er ausgesagt hatte. Die Gerichtskosten bezahlte ich auch noch, nur kriegt Charly keine weiteren Aufträge von mir."

„Charly ist ein bißchen komisch, ich kenne ihn ja. Weißt du, daß wir mal drei Jahre lang zusammen gesessen haben? Gib mir soviel, wie dich Charly kostete, und die Geschichte geht reibungslos über die Bühne. Du weißt, ich muß die Leute bezahlen."

„Du bist ein prächtiger Bursche", sagt Kohlentony anerkennend. „Ich geb dir die Hälfte von dem, was Charly bekam, und du bleibst in meinem Dienst."

„70 Prozent, sagen wir so."

„Gut. 60. Ich komme dir entgegen. Es ist diesmal nur *ein* Mann. Bei Charly waren es zwei."

„Aber sie leben heute noch."

„Das ist der feine Unterschied. Dafür kriegst du sechzig anstatt fünfzig."

„Ich überleg es mir noch."

„Du, Sily, mach keinen Quatsch. Ich habe keine Zeit. Es eilt. Wenn es Mode wird, daß Leute wie Yock unbehindert ihre Ziele erreichen, sind wir alle erledigt. Du auch."

„65."

„60."

„Meinetwegen, Tony. Aus alter Freundschaft. Und weil du 'n politischer Mann bist, der ein bißchen weiterblickt als wir."

Illustrationen: Karl Fischer

In Clarksville im Staate Pensylvania knallten in der Silvesternacht 1969/70 die Frösche, Donnerschläge und Raketen. Die Bergarbeiter lassen es sich nicht nehmen, ihrer Freude über den Jahreswechsel Ausdruck zu geben, obwohl ihr Leben nicht einfach ist und ein Grund zu Freudenfeiern nicht vorliegt. Aber was soll man feiern, wenn nicht die vom Kalender angebotenen Feste! Kenner behaupten, daß es in früheren Silvesternächten in Clarksville lauter knallte und die Stimmung fröhlicher war. Die Zahl der Beschäftigten im Kohlenbergbau zeigt eine rückläufige Entwicklung. Neue Energiequellen gewinnen immer mehr an Bedeutung, außerdem liefert der rapide technische Fortschritt in der Kohlenförderung, der ständig wachsende Einsatz neuer und besserer Gesteinsfräsen zusätzlich Vorwände, um die Kumpels auf die Straße zu rationalisieren. Erst neuerdings, durch Yablonskis Enthüllungen, hat man erfahren, daß die Continental Oil für jede Schnellfräse, für jede Arbeiterentlassung beträchtliche Summen auf das Konto der Gewerkschaft einzahlt, um die Zustimmung der Gewerkschaftsführung zu erlangen. Je ärmer die Kumpels werden, um so reicher wird ihre Gewerkschaft. Trotz dieser bedrückenden Verhältnisse, der Unsicherheit in den Gruben und

der Unsicherheit des materiellen Existierens, feiern die Kumpels im Bergarbeiterstädtchen Clarksville lautstark das Jahresende, wohnt doch in ihrer Mitte ein Mann, dessen Auftreten ihnen neue Hoffnung gibt: Yablonski.

Freunde Yablonskis beschwörten ihn, doch das Häuschen am Stadtrand aufzugeben und eine Wohnung in der Stadtmitte zu mieten, wo er sicherer wäre. Aber Yock lehnte das ab. Das einzige, was sie erreichten, war, daß er sich ein Gewehr zulegte und es in geladenem Zustand neben seinem Bett hält. Nicht einmal die verdammten Glaseinsätze in den Türen war er bereit, durch massive Platten zu ersetzen. „Ich werde doch mein Haus nicht in eine Festung verwandeln", sagte er. In den letzten Tagen vor Silvester fiel seinen Freunden auf, daß ein ortsfremder blauer Straßenkreuzer in Clarksville herumfuhr und drei junge Männer spazieren führte, die niemand kannte. Einer der Freunde Yablonskis kam auf die Idee, sich die Nummer des Wagens zu notieren.

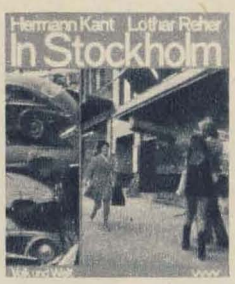
Schon zwei Stunden vor Mitternach gleitet der blaue Straßenkreuzer hinaus. In Richtung auf Yablonskis Haus. Bleibt mit abgeschalteten Lichtern in der Nähe des Hauses zwischen Bäumen stehen. Es ist dunkel. Die Männer im Auto beobachten das Haus. Kurz vor Mitternacht haben sie die Gewißheit gewonnen, daß Yablonski mit Frau und Tochter allein in dem Haus ist und keine Gäste hat. Die Straße vor dem Haus ist leer. In dieser Gegend um diese Zeit ist mit Passanten nicht zu rechnen. Gleich werden die Glocken zu läuten beginnen, der Lärm des Feuerwerks nimmt zu, hat aber seinen Höhepunkt noch nicht erreicht. Während andere Bürger das Glas heben, um ihren Freunden und Familienmitgliedern zuzutrinken, entsteigen die drei dem Auto. Zwei huschen zur Garage Yablonskis hinüber und brechen sie auf. Zum zweiten Mal im letzten halben Jahr werden aus Yablonskis Auto die Zündkabel entfernt. Der dritte öffnet mit einem Nachschlüssel den Keller und schneidet Strom- und Telefonleitungen durch, so daß die Familie Yablonski plötzlich im Dunkeln sitzt und Yock überlegt, ob er zuerst ins Schlafzimmer zu seinem Gewehr oder in die Küche gehen soll, wo eine Taschenlampe liegt. Während er noch überlegt, hört er unter sich, im Erdgeschoß, die ersten Schüsse, die seiner Frau und seiner Tochter gelten. Noch bevor Yock sein Gewehr erreicht hat, treffen ihn fast gleichzeitig der Blitz aus einem Handscheinwerfer und aus einer Pistole. Er stürzt zu Boden. Er wird nie wieder aufstehen. Die Geschichte Amerikas ist um eine politische Mordtat reicher. Getötet wurden: der 59jährige Yablonski, seine 57jährige Frau Margot und seine 25jährige Tochter Charlotte.

Erst vier Tage später werden die Leichen entdeckt. Am 4. Januar des neuen Jahres. Von den beiden erwachsenen Söhnen, die Glückwünsche zum neuen Jahr überbringen wollen. 19000 Kumpels im Pittsburger Gebiet treten spontan in den Streik und drohen, solange zu streiken, bis die Mörder und ihre Hintermänner gefunden sind. Sogar das FBI schaltet sich ein und unterstützt die lokalen Polizeibehörden. Es wird behauptet, daß das die intensivste Suche nach Mördern ist, die je in den Vereinigten Staaten betrieben wurde. Im Weißen Haus gibt es wieder Anfragen und kritische Erklärungen einiger Senatoren zum delikaten Problem der Demokratie in den Gewerkschaften und der Effektivität der Interessenvertretung der Arbeitenden durch ihre Funktionäre. Dem Arbeitsminister schreibt jetzt der Anwalt Yablonskis sarkastisch: Mit der Ermordung Yablonskis seien nunmehr die „innergewerkschaftlichen Möglichkeiten" ausgeschöpft, und es sei der Zeitpunkt gekommen, mit der staatlichen Untersuchung der Vorgänge in der UMWA zu beginnen.

Aber es geschieht nichts. Auch Polizei und FBI zeigen sich ratlos. Boyle vergießt Krokodilstränen und setzt für die Ergreifung der Mörder Yablonskis eine Belohnung von 50000 Dollar aus. Da fällt einem der Freunde Yablonskis das Zettelchen ein, auf dem er im Dezember 69 die Autonummer des ortsfremden Wagens notierte. Der Wagen ist seit der Mordnacht aus Clarksville verschwunden.

Die Spur führt zu einem Vorbestraften namens Aubran Martin, der in vorläufige Haft genommen wird und aus dem nichts herauszuholen ist. Bis sich eines Tages ein gewisser James Charles Philipps aus Youngstown in Ohio bei den Justizbehörden meldet und mitteilt, er habe an einer Besprechung teilgenommen, in der es um die Ermordung Yablonskis ging. 20000 Dollar seien vier Männern für die Tat angeboten worden, also jedem Mann 5000 Dollar. Er selbst, Philipps, sei ausgestiegen, während Aubran Martin, Claude Vealy und Paul Gilly „bei der Stange geblieben seien".

Das sind doch glänzende Hinweise, aber mehr als die Verhaftung von Claude Vealy und Paul Gilly gelingt den amerikanischen Justizbehörden nicht. Sie sind außerstande, die Geldgeber und Hintermänner ausfindig zu machen. Im November 1971 bzw. im März 1972 verurteilt ein Gericht in Washington im Staate Pennsylvania Aubran Martin und Paul Gilly zum Tode durch den elektrischen Stuhl, als ob mit der Vernichtung dieser kleinen Werkzeuge irgend etwas Wesentliches zur Sühne des an Yablonski begangenen Verbrechens getan wird. Im Gegenteil soll die Verurteilung von den realen Tatsachen ablenken, die sich hinter einem aus Goldfäden gewobenen dichten Vorhang den Blicken der Öffentlichkeit entziehen. Wahrscheinlich kennt George Jody, der Vorsitzende des Verbandes der Kohlengrubenbesitzer, den eigentlichen Urheber des Mordes besser als Polizei und FBI. Aber er schweigt. Es sind viele Interessen mit seinem Schweigen verknüpft.



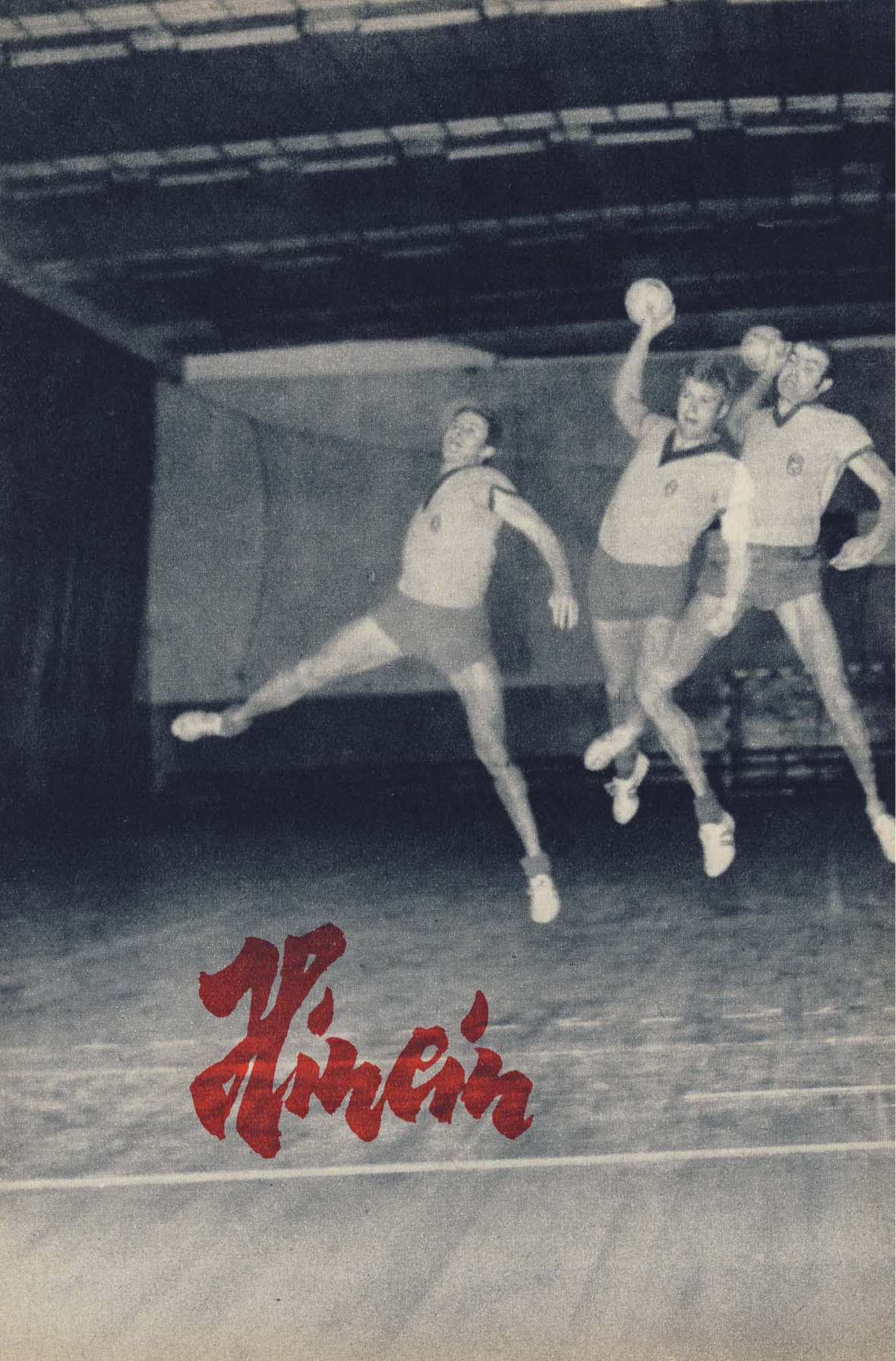
In „Wind im Gesicht" (Mitteldeutscher Verlag, Halle (Saale), Preis: 7,00 Mark) erzählt Heinz Kruschel die Geschichte des Biologen Bob Karnel, der seine Dissertation zurückzieht, weil er erkennt, daß man mit der bisherigen Methode, Biologie zu lehren und auf biologischem Gebiet zu forschen, nicht weiterkommt. Karnel tritt auf gegen routinierte Mittelmäßigkeit, gegen eingeschliffene, überholte Verhaltensweisen. Das erregt natürlich nicht nur eitel Freude, müssen doch hergebrachte Denkschablonen überwunden werden, verlangen neue Gedanken größere Anstrengungen. Ein Roman, der zum Überprüfen eigener Positionen und Haltungen anregt. „Die Mär vom Direktor P." (Verlag Volk und Welt, Preis: 6,80 Mark) von Wil Lipatow ist ein eigenwilliges Buch um eine eigenwillige Persönlichkeit. Chefingenieur Prontschatow will und wird (wie man bald erfährt) Direktor des Flößereikontors, eines riesigen Betriebes in Sibirien, werden. Um dieses Ziel zu erreichen, sind dem Chefingenieur viele Mittel – und nicht immer ehrenwerte – recht. Er steht schon seinen Mann, aber er scheut auch nicht kleine und größere Finessen. So ist Prontschatow, Gutes und Negatives liegen dicht beisammen – und er wird Leiter sein. Ein Buch, hochinteressant, kritische Distanz verlangend und provozierend, was Vorzug ist. Kant/Reher „In Stockholm" (Verlag Volk und Welt, Preis: 19,80 Mark) sind Fotografien und Geschichten aus einer Stadt. Beides gestochen scharf, subjektiv gesehen, subjektiv wiedergegeben, doch den Blick aufs Totale nicht verstellt und deshalb Verallgemeinerungen zulassend. Was Reher mit der Kamera einfängt, Kant erlebt und ausgewogen berichtet, ergibt ein treffliches Gesamtbild, ermöglicht Meinungsbildung. Hier wird Informationsbedürfnis erfüllt, Neugier befriedigt, einer Stadt und den Leuten in ihr, einer Gesellschaft, der Puls gefühlt. Im „Dicken Zillebuch" (Eulenspiegelverlag, Preis: 35,– M) sind über 900 Zeichnungen des Meisters vereinigt. Heinrich Zille und „sein Milljöh", das alte Berlin aus der sogenannten guten alten Zeit, ein Buch, das schmunzeln macht, nachdenklich stimmt. Viel warmherziger Humor, scharfe Anklage. Zille hat den einfachen Menschen auf die Finger und auf die Teller, in ihre Behausungen geschaut, hat ihre Freuden und ihren Kummer empfunden. Bilder, dem Leben abgelauscht und uns zeigend, wie es heut nicht mehr ist. Aber wichtig, um bewahrt zu werden. Dieses Buch sollte ein Volksbuch werden.

Thomas

Offiziere

„Alexej Trofimow, vortreten!" Stramm steht der junge Komsomolze vor der langen Reihe der angetretenen Kameraden und nimmt eine Auszeichnung entgegen: „Revolutionäre rote Pluderhosen für Ergebenheit zur Weltrevolution. und Kenntnis der Gegenwartslage." Die revolutionären roten Pluderhosen lassen gleich erkennen, daß dieser für Alexej so feierliche Augenblick in den ersten harten, aber oft auch romantischen Jahren nach der Oktoberrevolution stattfindet. Eine poetische Chronik nennt Regisseur Wladimir Rogowoi seinen Film, dessen Handlung im Bürgerkrieg beginnt und bis in die Gegenwart reicht. Im Brennpunkt der Ereignisse, die sich über ein halbes Jahrhundert erstrecken, steht die Familie Trofimow. Ausführlich, packend und anrührend wird ihre Geschichte erzählt, die Geschichte dreier Generationen, die Beruf und Leben dem gleichen Ziel widmen: dem Kampf um die Verteidigung der Heimat. Da ist als erster Alexej mit dem Wunsch Lehrer zu werden im Herzen und der Delegierung zur Roten Armee in der Tasche. Ljuba, seine junge Frau, begleitet ihn an die Grenze des fernen Turkestan. Flitterwochen in der Kaserne, Geburt des Sohnes im Güterwagen eines Militärtransportes, Hunger und Kälte lassen ihre Liebe zueinander wachsen, und das Bewußtsein, in dieser historischen Situation auf dem rechten Platz zu stehen, gibt ihnen ein tiefes Glücksgefühl. Alexej, inzwischen mehrfach befördert, muß die Familie oft allein lassen. Sehr jung schon tritt Jegor in die Fußstapfen des Vaters. Seiner Liebe zu Mascha aber ist kein langes Zusammensein beschieden. Der Krieg trennt sie. Als Panzersoldat fährt der junge Offiziersschüler den eindringenden Faschisten entgegen. Mascha geht als Funkerin ins Hinterland des Feindes, nachdem sie Ljuba den Enkel in die Arme gelegt hat. Und hier, in dem Lazarettzug, den Ljuba leitet, wächst der dritte der Trofimows heran. Nach dem Tod der Eltern ist er nicht nur das ganze Glück der Großeltern, sondern setzt als Suworow-Schüler die revolutionären Traditionen der Familie fort.

- Rs -


Ya Ainais

So fliegen beim Hallenhandball die Stürmer dem Torwart entgegen. Natürlich nicht so viele auf einmal. Daß wir hier fünf ASK-Kanoniere gleichzeitig in Aktion sehen können, verdanken wir einem fotografischen Trick unseres Bildreporters.
Roland Rudolph, Wilfried Weber, Hans Engel, Klaus Müller, Dietrich Gläsmann (v. l.) demonstrierten uns die gleiche Wurfvariante, den Sprungwurf. Wie man sieht, entsprechend ihren individuellen Eigenarten und Fähigkeiten auf verschiedene Weise. Also muß sich der Mann im zwei mal drei Meter großen Hallenhandballtor jedesmal anders einstellen. Und die Gegner kommen ihm ja nicht bloß mit Sprungwürfen über die Dekkung hinweg. Da zischen Hüftwürfe zwischen den Abwehrspielern hindurch. Die Kreisspieler werfen im Fallen aus höchstens drei, vier Meter Entfernung oder versuchen, den Torwart, wenn er ihnen entgegenspringt, mit einem Heber zu überlisten. Viele Wurfarten und immer neue Situationen, die höchste Konzentration, schnelles Reagieren verlangen – vor allem vom Torwart, aber nicht bloß von ihm.
„Hallenhandball ist neben dem Eishockey das schnellste aller Mannschaftsspiele. Ständig und blitzartig wechselt die Szenerie. Der Aktive muß körperlich gut durchgebildet sein. Er braucht Gewandtheit, Schnelligkeit, Ausdauer und Kraft. Eine vielseitige Technik wird verlangt – werfen, zuspielen, dribbeln, fangen. Na und ohne Härte und Mut, ohne Einsatz und Risikobereitschaft sind keine Spitzenleistungen zu erreichen."
Der mir das sagt, muß es ja wissen. Es ist Hans Haberhauffe (Bild unten), Trainer der Frankfurter ASK-Sieben, vor Jahren einer der besten und bekanntesten Spieler des DDR-Handballs. Vielleicht kann ich aus meiner Sicht, von der Warte des Zuschauers, noch etwas hinzufügen. Ein Klassehandballer besitzt Phantasie und Improvisationsvermögen, er entwickelt Ideen und Einfallsreichtum. Er muß variabel sein in seinen

spielerischen Mitteln. Eben noch Stürmer ist er im nächsten Augenblick schon wieder Abwehrspieler. Vielseitigkeit ist also gefragt.
Das alles macht diesen Sport so interessant und attraktiv, für den Zuschauer genauso wie für den Aktiven. Und deshalb hat er sich auch im letzten Jahrzehnt so schnell entwickelt und verbreitet. Die Zahl von Klassemannschaften ist größer geworden. Lange dominierten auf dem internationalen Parkett die traditionsreichen Hallenhandball-Länder Skandinaviens. Jetzt bestimmen vor allem die sozialistischen Länder das Niveau: Weltmeister Rumänien, mit dem wohl weltbesten Sprungwurfschützen Georghe Gruija, die ČSSR, die UdSSR, Jugoslawien, das vor allem in der letzten Saison groß herauskam, auch die DDR, der Vizeweltmeister von 1970. Und Ungarn und Polen sind ebenfalls auf dem Weg zur Weltspitze. Viele gleichstarke Mannschaften treffen sich also bei den großen Turnieren.
Aus dieser größer gewordenen Ausgeglichenheit resultieren zwei Entwicklungstendenzen: Erstens: Der Hallenhandball, ohnehin ein sehr körperliches Spiel, ist noch athletischer, härter geworden. Nur-Techniker, Schön-Spieler können keinen Blumentopf mehr gewinnen. Die Abwehrspieler versuchen dem dribbelnden oder zum Wurf ansetzenden Angreifer nicht bloß fair den Ball aus der Hand zu spielen, sie gehen zum Körper des Gegners, unterbinden den Spielfluß mit allen Mitteln. Da gehört schon Mut und Einsatzfreude dazu, als Stürmer immer wieder in die Deckung hineinzugehen, jede kleinste Lücke zum Durchbruch an den Kreis zu nutzen, auch auf die Gefahr hin, den Unterarm des Verteidigers schmerzhaft auf die Nase zu bekommen, oder seinen Ellenbogen in den Rippen zu spüren.

Zweitens: Besonders seit der Weltmeisterschaft 1970 entwickelt sich im Hallenhandball immer mehr ein Sicherheitsspiel. Die angreifende Mannschaft sucht länger eine Lücke, ehe sie sich zum Torwurf entschließt, nur echte Torchancen werden genutzt. Gab es früher in einem Spiel bis zu sechzig Angriffe und hohe Torquoten – 30:25 und ähnliche Resultate waren keine Seltenheit –, so ist heute durch das längere Ballhalten jede Mannschaft in der Regel nur noch 30- bis 40mal im Angriff. Besonders ausgeprägt ist diese Spielweise bei den Skandinaviern. Drei, vier, ja fünf Minuten lang spielen sich die Schweden und Norweger das Leder vor dem gegnerischen Wurfkreis zu, ehe sie den Torwurf wagen. Dadurch kam zum Beispiel unsere Nationalmannschaft in der WM-Begegnung mit Norwegen nur 25mal in Ballbesitz. Typisch norwegisch sind deshalb Ergebnisse um das Dutzend herum: 10:9, 12:10, 13:12 und ähnliche. Zwanzig Treffer in einem Spiel werfen sie kaum, andersherum ist es beinahe ein Kunststück, den Norwegern die Kugel mehr als 15mal ins Netz zu setzen. Der Grund für diese Sicherheitstaktik sind Nachteile in der Athletik, die sie auf diese Weise verdecken wollen. Zwar haben die Schiedsrichter die Möglichkeit, wegen Zeitspiels einen Freiwurf für den Gegner zu verhängen, aber die Skandinavier verstehen es geschickt, durch einen Torwurfversuch oder durch ein Dribbling, das nur mit Foulspiel gestoppt werden kann, den Abschluß des Angriffs anzudeuten und trotzdem in Ballbesitz zu bleiben. Denn nach dem Freiwurf läuft die Zeit bis zur Unterbrechung wegen Spielverzögerung wieder neu. Dem Publikum schmeckt das natürlich nicht so sehr. Blitzschneller Szeneriewechsel, Tempoangriffe, ständiges Hin und Her, immer wieder Torwürfe und Torwartparaden reißen die Leute eher von den Sitzen als minutenlanges Spiel vor einem Tor.
Die internationale Handballföderation erwägt deshalb, nach den Olympischen Spielen eventuell eine Zeitbegrenzung von einer Minute je Angriff einzuführen. Prima wär' das. Das würde diesen Sport sicher neu beleben, noch (oder wieder) attraktiver machen. Und uns, dem DDR-Handball und auch der ASK-Sieben täte ein solcher Versuch überhaupt nicht weh. „Wir schließen unsere Angriffe im Durchschnitt nach 40 bis 60 Sekunden ab.

„Da liegen wir genau richtig", meint dazu der Vorwärts-Trainer Hans Haberhauffe. Das Stichwort Olympische Spiele ist gefallen. 1936 in Berlin war Handball, damals noch im Freien auf dem Großfeld, schon einmal olympische Disziplin – ein Zugeständnis an den Gastgeber. Prompt blieb die Goldmedaille dann auch im Lande.
Nun steht Hallenhandball auf dem Programm Olympias – ein Ausdruck seiner stürmischen Entwicklung. Einen Favoriten für München zu nennen, fällt schwer. Zu viele Gleichwertige streben nach dem olympischen Edelmetall. Zuerst wieder

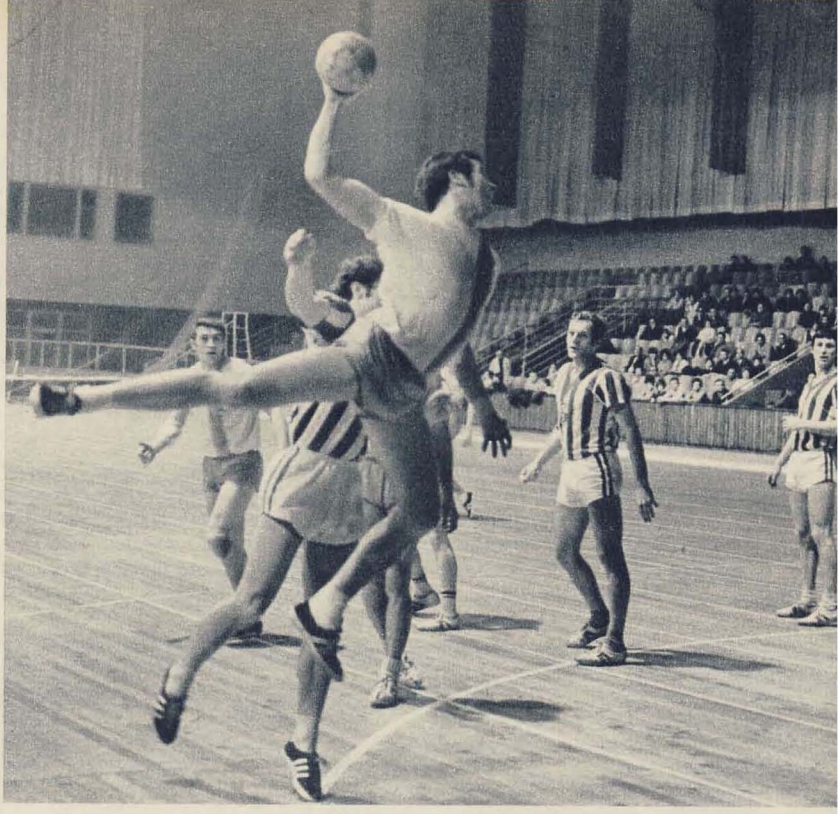
Weltmeister Rumänien. Viel hängt bei ihm davon ab, wie Wurfkanone Gruija in Form ist. Ganz stark nach vorn gekommen ist im vergangenen Winter Jugoslawien, das eine hervorragende Synthese zwischen Technik, Wurfkraft und athletischer Spielweise gefunden hat. Die Sowjetunion, schon auf der letzten Weltmeisterschaft zu den Titelanwärtern zählend, möchte ebenfalls einmal den ganz großen Erfolg. Die kampfstarke Mannschaft der BRD wird den Heimvorteil nutzen wollen. Und die Skandinavier geben sich sicher nicht kampflos geschlagen. Technische

einen Hut gebracht werden. Und in der vergangenen Meisterschaftssaison gab es durchaus nicht nur Licht. Souveräner Meister mit acht Punkten Vorsprung wurde der SC Leipzig, mit den Gebrüdern Karl-Heinz und Peter Rost und dem Abwehrstrategen Harry Zörnack als stärksten Stützen. Dahinter lieferten sich der ASK Frankfurt, der SC Magdeburg und Empor Rostock ein Kopf-an-Kopf-Rennen um die Plätze, das schließlich die Armee-Vertretung nach Punktgleichheit erst im Entscheidungsspiel vor dem SC Magdeburg für sich entschied. Ein beachtlicher

Erfolg für die junge Frankfurter Mannschaft, dieser Vizemeistertitel. Nur zwei Mann von ihnen standen in der WM-Sieben und gehören im Moment zur Nationalmannschaft: Torwart Rainer Frieske und Kreisspieler Joseph Rose. Eine Mannschaft der Namenlosen? Das ist vielleicht etwas übertrieben. Ein Kollektiv ohne große Stars? Das stimmt auf jeden Fall. Einen Karl-Heinz Rost, Rainer Ganschow, Peter Randt oder Harry Zörnack haben sie nicht. Aber jeder ackert und kämpft für den anderen – das ist die große Stärke der Gelb-Roten aus Frankfurt.

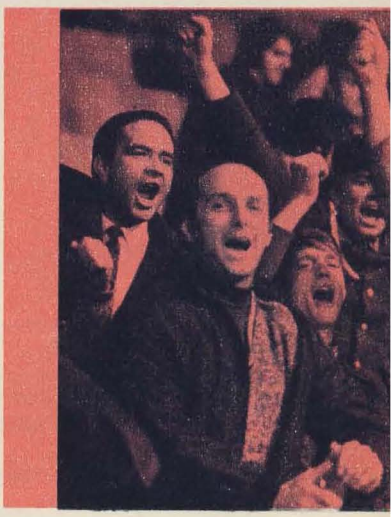
Kabinettstücke, Improvisationsvermögen, individueller Einfallsreichtum – Stärken der Schweden und Dänen – sind auf dem internationalen Parkett immer noch gefragt.
Und die DDR? Vizeweltmeister 1970 – das verpflichtet, ist aber längst kein Garantieschein. Dafür ist die Konkurrenz zu groß. In sechs Klubs spielen unsere Nationalspieler: beim SC Leipzig und SC Magdeburg, bei Empor Rostock, Dynamo Berlin und der DHfK Leipzig und beim ASK Vorwärts Frankfurt (O.). Da gibt es natürlich unterschiedliche Spielauffassungen und -arten. Die müssen in der Auswahl unter

Rainer Frieske hat pariert. Sofort kommt der Gegenangriff. Gläsmann war der Schnellste und wirft ein weiteres Tor für den ASK.



So jubelt der Frankfurter „Vorwärts"-Anhang sogar in Berlin. Schmidt und Zeitler (v. r.) staunen nicht schlecht, wie Roland Rudolf in den Kreis fliegt. Dagegen siegt ganz rechts die „Dynamo"-Deckung: Gläsmanns Sprungwurf-Versuch wird abgeblockt und Rose wird von seinem Gegenspieler „liebevoll" umarmt. Hier wird's noch schöner. Das ist kein Rugby oder Ringen, sondern Körpereinsatz am Wurfkreis. Aber die Fairneß siegt doch: Klaus Weiß (Dynamo) hilft seinem Gegner und Nationalmannschaftskameraden Joseph Rose wieder auf die Beine.

Hauptmann Klaus Müller ist der älteste. 1963 war er gemeinsam mit seinen ASK-Kameraden Hans Haberhauffe, Waldemar Pappusch, Klaus Hebler und Herbert Liedke Mitglied der DDR-Nationalmannschaft, die Weltmeister auf dem Großfeld wurde. Aber er beansprucht deswegen trotzdem keine Sonderstellung. Er schont sich genau so wenig wie die Jüngeren, die (noch) „Namenlosen", die aber das Zeug haben, in die Fußstapfen ihrer großen ASK-Vorgänger zu treten. Wilfried Weber, Jochen Pietzsch, Dietrich Gläsmann, Hans Engel und den anderen fehlt vielleicht nur noch ein bißchen Ausgeglichenheit, etwas mehr Selbstvertrauen, um immer so aufzuspielen wie in der heimischen „Ernst-Kamieth-Halle", wo das begeisterungsfähige Frankfurter

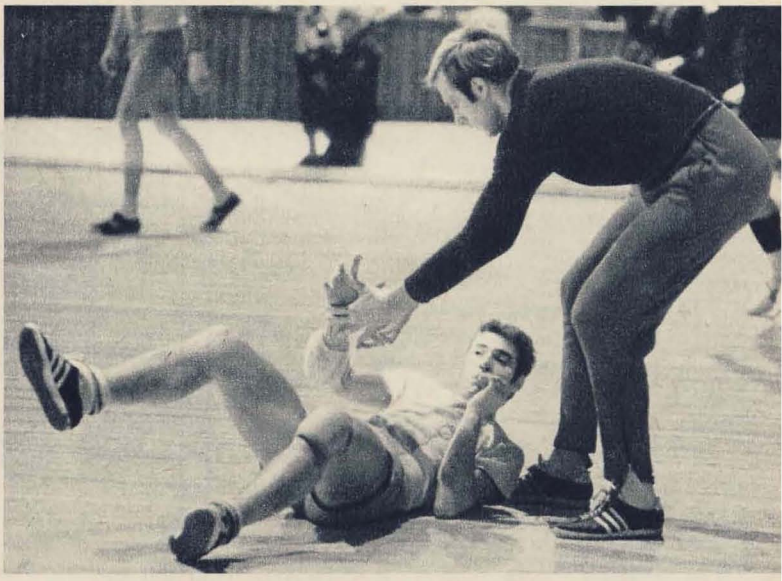


Publikum sie zu Spitzenleistungen treibt.
Aber sie treiben sich auch gegenseitig an. Ich habe eine Spielauswertung miterlebt. Da herrscht Leben. Die Spieler hören sich nicht bloß die Einschätzung des Trainers an. Sie diskutieren mit. Offen, kritisch, selbstkritisch, ohne ein Blatt vor den Mund zu nehmen. Wie

Dabei wird gerade die ASK-Deckung als eine der besten in unserer Oberliga angesehen. Sie bevorzugen in der Taktik den 5:1-Riegel. Das heißt fünf Spieler decken unmittelbar am Wurfkreis, einer greift etwas davor immer den ballführenden Gegner an. Dieser „Einser" muß natürlich besonders ausdauernd, spritzig, beweglich sein. Beim ASK ist Wolfgang Apel genau der richtige Mann dafür. Mit seinen 1,70 Meter für einen Handballer recht klein, ist er aber als Abwehrflitzer nicht klein zu kriegen. Beim eigenen Gegenangriff macht er dann meist dem wuchtigen Klaus Müller Platz, der als Wühler und Lückenreißer am gegnerischen Wurfkreis wieder wertvoller ist... Kollektivspiel, traumwandlerisches Verständnis untereinander – wichtige Voraussetzung für Spitzenleistungen. Entwickeln sich dazu aus der Vielzahl der Talente in Frankfurt noch Spielerpersönlichkeiten, kann der ASK wieder Meister werden. Dann wird er auch wieder stärker in der Nationalmannschaft vertreten sein. Vielleicht schon in München?

Günther Wirth

sie im Spiel den Gegner nicht mit Glacehandschuhen anfassen, so kennen sie auch untereinander „keine Verwandten". Die Konterangriffe müssen noch schneller kommen! Viel zu wenig Fernwürfe! Fünf Siebenmeter verschossen, das darf doch nicht passieren! Die Abstimmung in der Abwehr muß besser werden!



Soldaten schreiben für Soldaten

Die Kontrolle

Der Kompaniechef überprüft seine Schäfchen selber. Er kommt an das Benzinlager. Ein Soldat steht dort Posten. Der Kompaniechef will ihm etwas auf den Pflichtzahn fühlen.

„Genosse Soldat, stellen Sie sich vor, Sie stehen hier Wache und der Genosse Major kommt mit einer brennenden Zigarette an. Was machen Sie da?"

Der Soldat überlegt kurz und antwortet: „Ich würde sagen, Genosse Major, Sie dürfen hier nicht rauchen..."

Der Kompaniechef nickt: „Einverstanden! Aber nun macht der Genosse Major seine Zigarette dennoch nicht aus. Was nun?"

Der Soldat überlegt erneut und antwortet: „Ich würde sagen, Genosse Major, auch wenn Sie der Genosse Major sind, rauchen dürfen Sie hier trotzdem nicht..."

Der Kompaniechef grinst. „Und wenn der Genosse Major seine Zigarette auch dann nicht ausmacht? Was dann?"

Der Soldat furcht die Stirn, doch dann hellt sich sein Gesicht erlöst auf. „Genosse Hauptmann", sagt er unwisch. „Sie kennen wohl den Genossen Major noch zu wenig. Der käme überhaupt gar nicht auf die verrückte Idee, hier mit 'ner brennenden Zigarette herumzulaufen. Das ist nämlich ein anständiger Kerl und nicht solch einer, wie Sie ihn mir hinstellen..."

Der Kompaniechef setzt lächelnd seinen Kontrollgang fort.

Werner Müller-Nauen

Der 10000-m-Lauf

Noch liegt das Feld geschlossen zusammen. Zwei, drei Runden sind gelaufen. Lückenlos, wie aufgefädelt ziehen die Matrosen ihre Bahn. Es geht um einen Preis der Baltischen Rotbannerflotte. Der Kommandant, der das Flaggschiff eines sowjetischen Flottenverbandes befehligt, hat ihn gestiftet. Der sportliche Wettkampf soll die Freundschaft zwischen den sowjetischen und den DDR-Marineangehörigen vertiefen.

Der „Lehrgang"

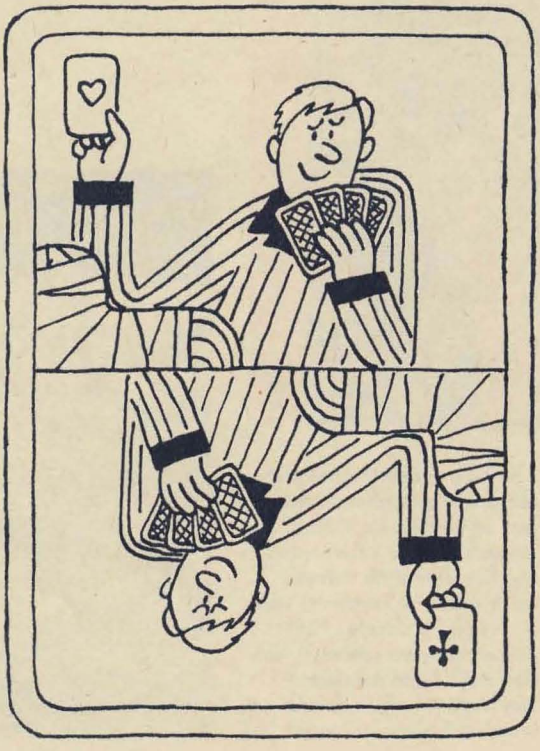
Gipsverbände an den Füßen
liegt Matrose Unterspann
im Revier die dritte Woche
und spielt Skat mit noch zwei Mann.

Als sie eines Tages lärmen,
schimpft die Schwester: Augenblick!
Sagen sie, wie melden sie sich
eigentlich an Bord zurück?

Der Matrose will's erklären,
doch sie schneidet ihm das Wort:
Schlage vor, sie melden alle
sich wie folgt zurück an Bord.

Nach vier Wochen wechselhaftem,
heißerhofftem Spielerglück
melden wir, Genosse Leutnant,
uns vom Skatlehrgang zurück.

Karl Artelt



Soldatenglück

gewidmet der Christel B.

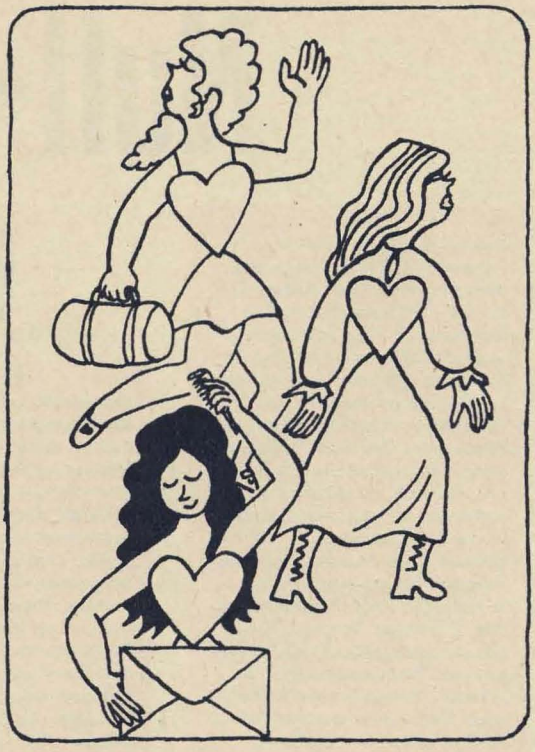
Drei gute Freunde
wurden heut Soldaten.
Und auf jeden wird daheim
ein schönes Mädchen warten.

Doch Inge, die Verwöhnte,
fand Peters Urlaub selten.
Als der warme Sommer kam,
fuhr sie mit Rudi zelten.

Und Tina, die Kokette,
zählte Brunos Sold.
Als er stolz auf Urlaub kam,
hat sie nicht mehr gewollt.

Doch die Dritte – wunderbar –
kämmt ihr schönes schwarzes Haar.
Eins fiel in den Brief hinein.
Ich hab Glück, denn sie ist mein.

Gefreiter Eckhard Erxleben



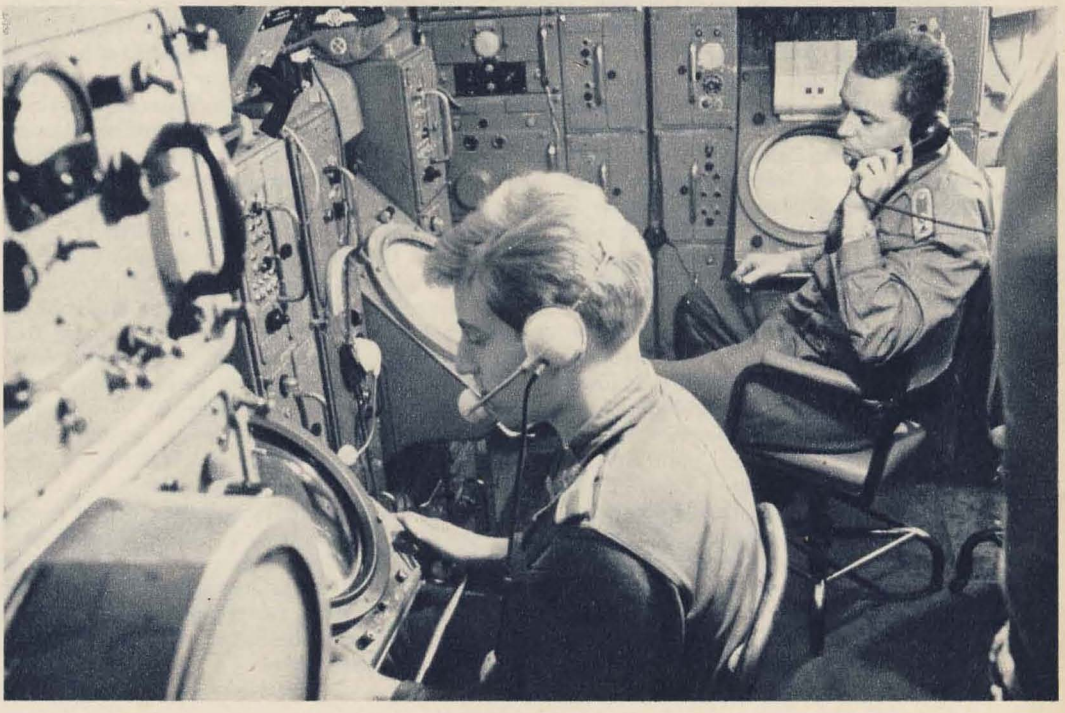
Die zehnte Runde beginnt. Die „Perlenkette" ist auseinandergerissen. Ganz hinten kleben fünf, sechs zusammen, davor rollen viel einzelne, mal langsamer, mal schneller. Sie haben nicht den richtigen Rhythmus gefunden. Früher oder später werden sie zurückfallen, vielleicht gänzlich aus der Bahn geraten. Den Sieg werden die ersten Zehn unter sich ausmachen.
Sowjetische und Genossen aus der DDR bestimmen, sich ablösend, das Tempo in der Spitzengruppe. Diese Wechsel scheinen sich bis zum Ziel so fortzusetzen. Eine Massenankunft? Doch schon in der dreizehnten Runde löst sich ein Matrose der Rotbannerflotte von den zehn. Sein Abstand wird schnell größer. Erst als er bereits acht Meter beträgt, setzt ihm ein zweiter Läufer nach. Sein blauweiß-geringeltes Zebrahemd ist weithin sichtbar. Es ist Rainer Mehlhase von einer Schnellbooteinheit der Volksmarine. Nach einem kraftvollen Zwischenspurt hat er sogar die Führung übernommen. Gainan, der Leningrader Matrose, scheint darauf gewartet zu haben. Jetzt kommt Feuer in das Rennen. Einige tausend Meter weiter beträgt der Vorsprung zu den „Abgehängten" eine Viertelrunde. Die Rufe „Gainan!", „Rainer!" können die beiden in ihrem Eifer kaum unterscheiden. Sie lassen sich beide davon anfeuern.

Aber auch ihr gegenseitiger Abstand vergrößert sich. Rainer hat wohl etwas mehr drin. Sechs Meter liegt er vor Gainan. Er merkt nicht, daß sich sein Schnürsenkel gelockert hat. Wie von einem Mann geht unerwartet ein Aufschrei durch die Zuschauer. Rainer und Gainan sind davon gleichermaßen betroffen. Rainer, weil ihm plötzlich ein Schuh fehlt, und Gainan, weil er etwas auf sich zufliegen sieht. Enttäuscht beißt sich Rainer auf die Lippen. Der Sieg ist verschenkt. Ehe er den Schuh wieder am Fuß hat, ist Gainan auf und davon, und barfuß zu laufen, ist auf dieser Bahn unmöglich.
Gainan hat sofort die Lage erfaßt. Augenblicklich bleibt er stehen, bückt sich, nimmt den Schuh und bringt ihn dem verdutzten Rainer. Alles weitere geschieht in Bruchteilen von Sekunden. Gemeinsam laufen sie weiter. Der Raum zu den Verfolgern ist zusammengeschmolzen. Doch dank Gainans Hilfe ist Rainer nicht eingefangen worden.
Auf der Zielgeraden liegt Rainer wieder knapp vor Gainan, aber er kann nicht recht stolz darauf sein. Zum Schrecken seiner Genossen fällt er plötzlich zurück. Er legt seinen Arm um die Schulter Gainans, der erst nicht versteht, aber dann die freundschaftliche Geste erwidert. – Es gibt zwei erste Plätze.

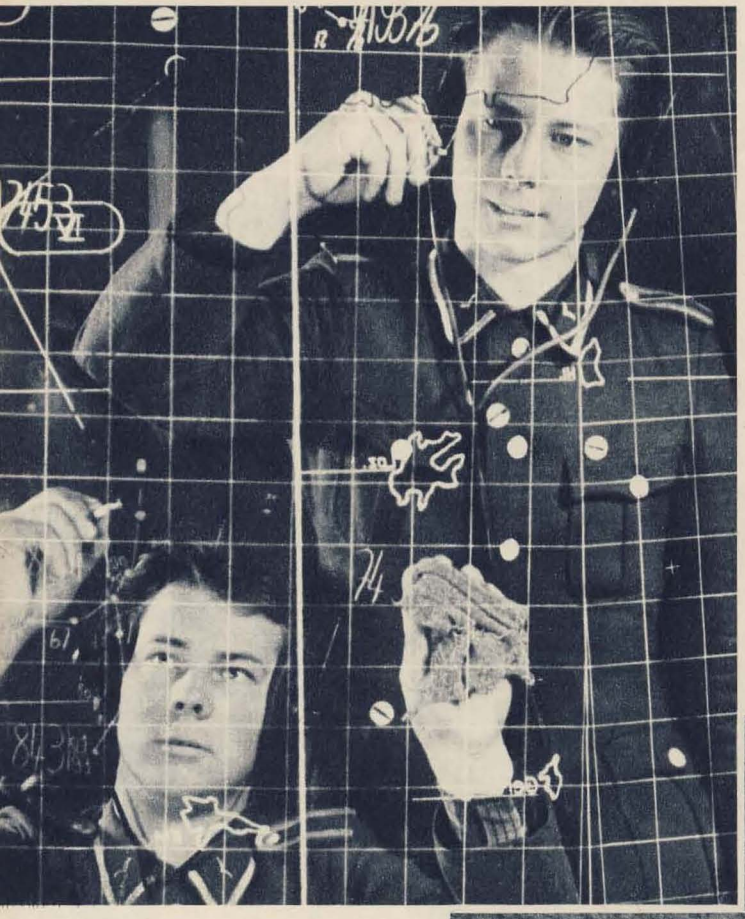
Stabsmatrose d. R. Claus Zander

Null-sieben, eins-acht,

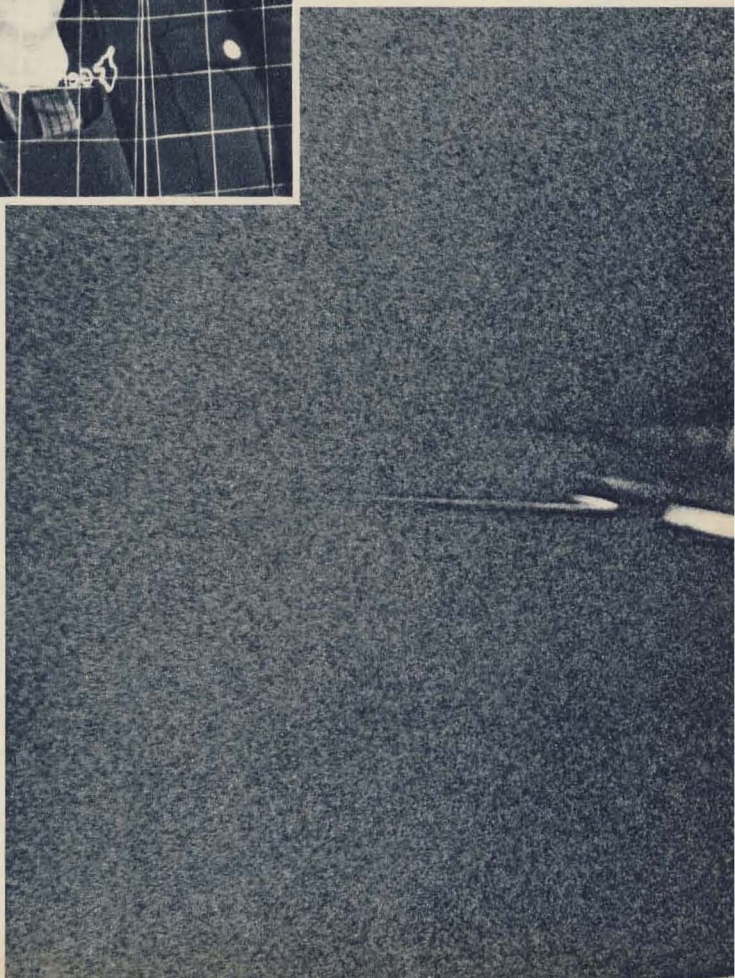
Zahlen, nichts als Zahlen. Der Funkorter am Rundsichtgerät übermittelt sie dem Auswerter an der Luftlagekarte im Gefechtsstand. Was lichtschnelle elektromagnetische Wellen im Luftraum ermitteln und auf den Bildschirm projizieren, verwandelt sich auf ihr in präzise Werte über Ort, Kurs, Höhe und Geschwindigkeit der Flugkörper, die sich im Umkreis von mehreren hundert Kilometern in der Luft befinden.
Stationen der Funktechnischen Truppen finden sich vielerorts in der DDR. Von Rügen bis zu den Thüringer Bergen. Meist abseits von größeren Ortschaften und Fernverkehrsstraßen gelegen, bilden sie ein lückenloses Netz elektronischer Posten zur Luftraumüberwachung. Dank ihres Könnens und der modernen Technik geben die Besatzungen den Kommandeuren zu jeder Stunde und Minute einen klaren Überblick über die Luftlage. Die Funkorter am Sichtgerät und die Auswerter in den Führungsstellen sind die ersten, die einen möglichen Gegner erkennen können. Ihre Informationen helfen den Piloten der Jagdflugzeuge und den Soldaten an den Fla-Raketen, gegnerische Luftziele erfolgreich zu bekämpfen. Zu jeder Stunde und Minute. Darin drückt sich die hohe Verantwortung dieser



drei-sechs



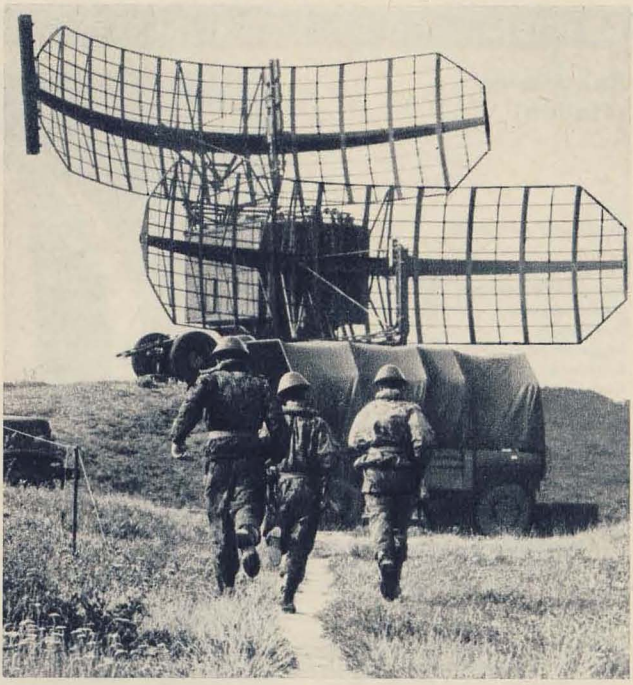
Genossen aus. Sie arbeiten in abgedunkelten Räumen. Die Dämmerung, das monotone Geräusch der Aggregate und die hohen Temperaturen in den Stationen wirken ermüdend. Doch die Genossen müssen zeitweilig zwölf, fünfzehn und noch mehr Luftziele gleichzeitig orten, charakterisieren und begleiten. Entgeht ihnen auch nur eins, könnte es ausgerechnet ein Flugkörper sein, der in feindlicher Absicht den Luftraum verletzt. Um nicht zu ermüden, schärfen die Genossen ständig ihr Bewußtsein, trainieren regelmäßig und treiben viel Ausgleichssport. DHS – diese drei Buchstaben bezeichnen das Diensthabende System der Warschauer Ver-



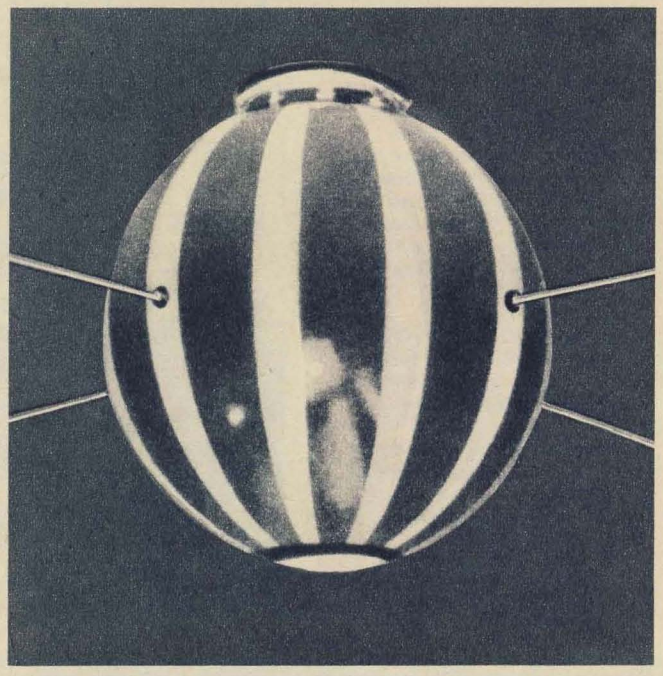
teidigungskoalition zur Sicherung des Luftraumes. Es erstreckt sich von der Ostsee bis zur türkischen Grenze. Funktechnische Truppen, Fliegerkräfte und Fla-Raketen-Einheiten aller Bruderarmeen wirken eng zusammen. Keine Routinearbeit, sondern täglicher Gefechtsdienst.

Luftraumverletzungen sind eine beliebte Methode des imperialistischen Gegners, um politische Spannungen und Konflikte zu schüren. Seinem aggressiven Streben ist jedoch ein starker Riegel vorgeschoben. Die funktechnischen Posten strecken ihre elektronischen Fühler Tag und Nacht aus. Ohne Pause, ohne Lücke.

R. D.



San Marco (Italien)



Technische Daten:

Verwendung	Meßsatelliten
Körperdurchmesser	0,66 m
Umlaufmasse	115 . . . 130 kg
Bahndaten (abgerundete Durchschnittswerte):	
Bahnneigung	38° bzw. 3°
Umlaufzeit	95 min
Perigäum	200 . . . 220 km
Apogäum	750 . . . 850 km
erster Start	15. 12. 1964
bisher gestartet	2 (Stand Febr. 1972)

Die Aufgaben dieser Satelliten bestanden vornehmlich in Ionosphärenuntersuchungen, Luftdichtemessungen und Bahnvermessungen und Bahnvermessungsexperimenten. San Marco 2 wurde als erster Raumflugkörper von einer im Meer verankerten Startplattform gestartet. Als Trägermittel dienten amerikanische Raketen des Typs „Scout". Beide Satelliten sind inzwischen verglüht.

Selbstladepistole SIG 9 (BRD)

Taktisch-technische Daten:

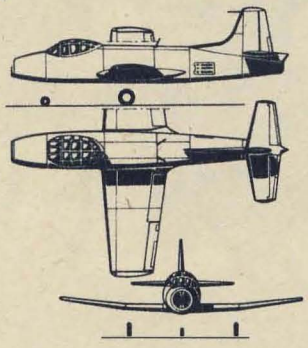
Kaliber	9 mm
Masse mit Magazin	970 g
Masse ohne Magazin	886 g
Länge der Visierlinie	164 mm
Lauflänge	120 mm
Anfangsgeschwindigk.	327 m/s
Feuergeschwindigkeit	≈ 30 Schuß/min
Visierschußweite	bis 50 m
Magazinfassungsvermögen	8 Patronen

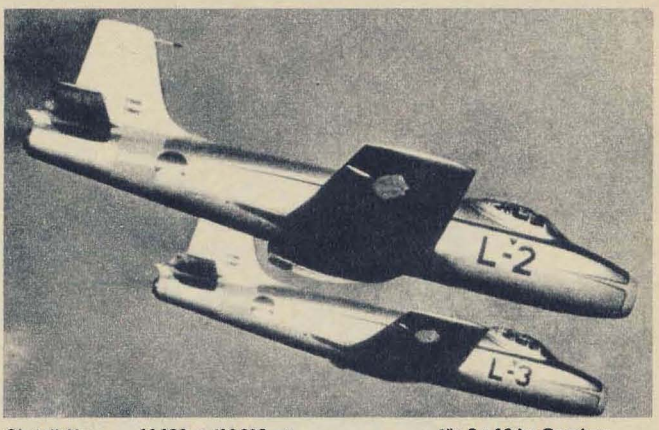
Die Pistole wird in der Bundeswehr neben der P-1, einem Nachbau der Pistole der faschistischen Wehrmacht P-38, eingesetzt. Sie ist ein Rückstoßlader; nach Abgabe des letzten Schusses bleibt der Verschluß in hinterster Stellung. Durch Auswechselsein von Verschlußstück, Lauf und Schließfeder kann sie als selbstladende Kleinkaliber-Pistole 5,6 mm verwendet werden.

Fokker S 14 „Mach Trainer" (Holland)

Taktisch-technische Daten:

Spannweite	12,00 m
Länge	13,30 m
Höhe	4,70 m
Leermasse	3330 kg
Startmasse	5000 kg
Steigleistung	16,5 m/s (25,5 m/s)
Reichweite	1000 km (1140 km)





Gipfelhöhe	11100 m (12600 m)
Höchstgeschwindigk.	715 km/h (829 km/h)
Marschgeschwindigk.	590 km/h (617 km/h)
Triebwerk	1 Turbine Rolls Royce Derwent 5 bzw. 8, 1575 kp; (1 Turbine Rolls Royce Nene 3, 2310 kp)
Bewaffn.	2 × 20-mm-Kanone, Foto-MG, Außenpylons für 8 × 10 kg Bomben oder 8 × 75-mm-Raketen
Besatzung	2 Mann

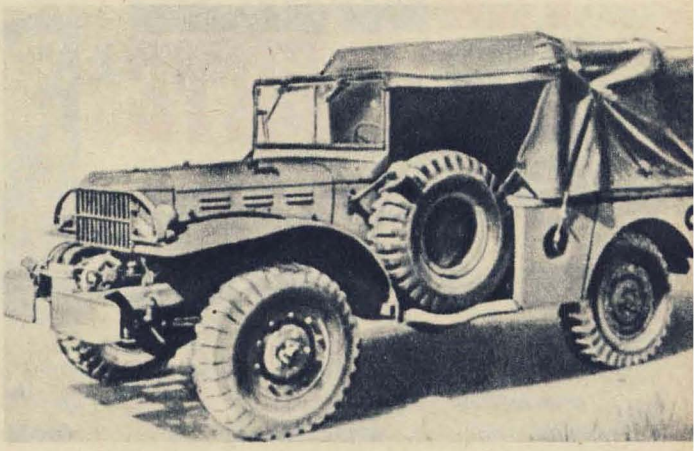
Die S 14, ein Strahltrainer holländischer Konstruktion, dient zur Ausbildung und Umschulung auf Strahljäger. Das Flugzeug wird in der holländischen und brasilianischen Luftwaffe verwendet; ein weiterer Export scheiterte an der amerikanischen Konkurrenz.

0,75-Mp-LKW Dodge T 214-WC 52 (USA)

Taktisch-technische Daten:

Leermasse	2694 kg
Länge	4438 mm
Breite	2102 mm
Höhe	1715 mm
Höhe m. Verdeck	2172 mm
Radstand	2489 mm
Reifengröße	9.00-16
Motor	6-Zyl.-4-Takt-Otto, Dodge T 214 (Reihe), 92 PS Leistung; Getriebe 4-Gang und Vorgelege
Antriebsformel	4 × 4

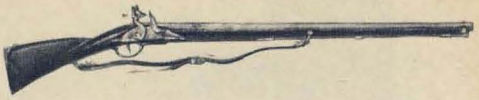
Der 0,75 Mp-LKW „Dodge" wurde von 1942 bis 1945 in großer Stückzahl produziert. Er diente als allgemeines Transportmittel in den amerikanischen Streitkräften und bei den Armeen verbündeter Staaten.



Eine verdrehte Geschichte

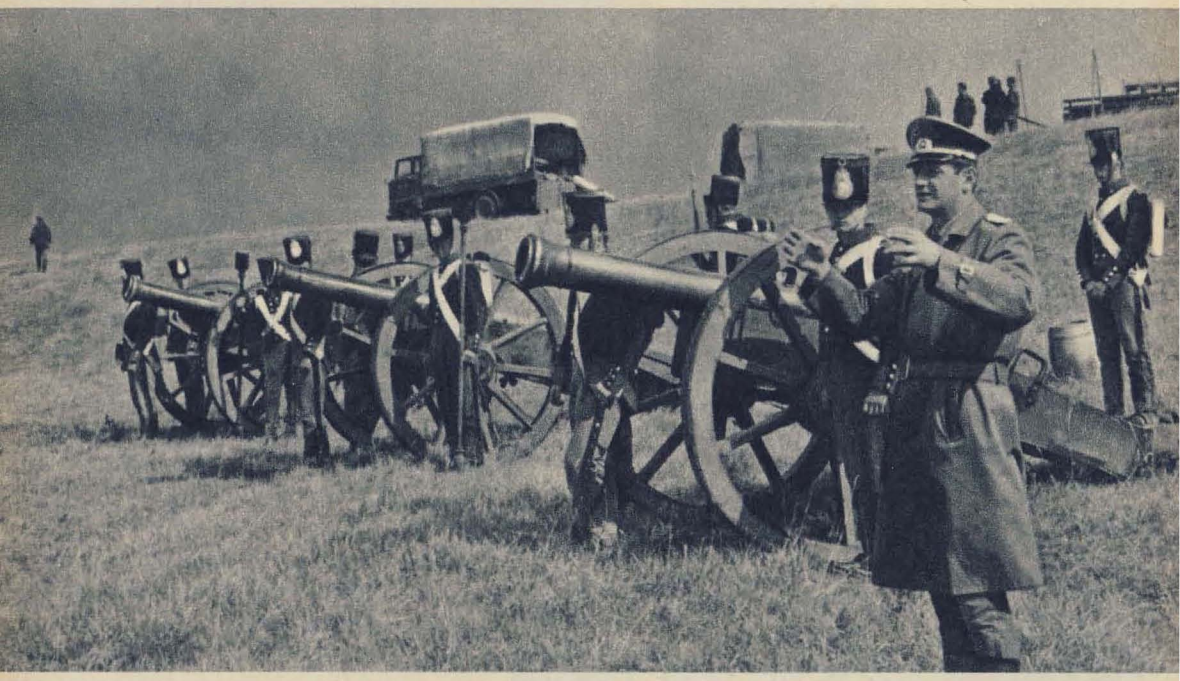
Hier kämpft Freiherrn Lützows wilde
und verwegene Reiterei.
Man ersieht aus diesem Bilde:
Fotograf war schon dabei.

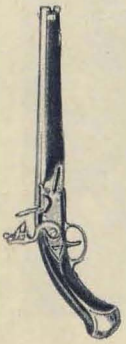
Nach der Schlacht genügt die Truppe
ihrer Magen-Sorgepflicht.
Alle fassen Erbsensuppe,
und man spürt: hier stimmt was nicht!



Erbsen waren ohne Zweifel
schon beliebt zu jener Zeit,
aber wie, wie kommt zum Teufel,
Lützow in das graue Kleid?

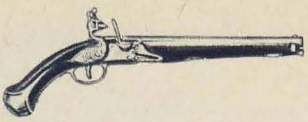
Wer verbreitet hier Gerüchte
und hat ohne Pietät
das Rad der Weltgeschichte
kurzerhand zurückgedreht?





Stehen wir auch den bejahrten
Freiheitskriegen geistig nah,
damals gegen Bonaparten
warn'n wir leider noch nicht da.

Doch die Sache geht noch weiter.
Hemmungslos reift das Komplott,
denn die kühnen Freikorpsreiter
sind auf einmal alle mot.



Und ein Mädchen unserer Tage,
fünfundzwanzig knapp,
rückt ein Bärtchen in die Waage
und erneuert das Make-up.

Wieder blasen die Trompeten,
auf dem Schlachtfeld wird es hell.
Illusionen gehen flöten
und Erkenntnis schreitet schnell.

Lützows Jagd ist nur Atrappe,
ihr Erscheinen ganz normal.
Und die Lösung lautet: „Klappe!
Szene acht zum zweiten Mal!"

Hans Krause

Manfred Damm fotografierte bei den Dreharbeiten zum DEFA-Film „Lützower".

Ein Tag im Leben eines E-MIXERS

Stabsmatrose d. R. Claus Zander

5.00 Uhr.
„Du – aufwachen! Hörst du nicht? Werde doch endlich wach!" –
„Was ist denn?" Stabsmatrose Mann reibt sich verschlafen die Augen. „Schon wieder Wecken?"
„Nein!" antwortet der Diensthabende der Abteilung, ärgerlich über die Begriffsstutzigkeit des Schläfers. „Es ist erst 5.00 Uhr. Die ‚2048' macht gerade neben euch fest. Sie müssen ihr Landanschlußkabel an die Verteilung anschließen, die ihr bis jetzt belegt habt. Das bedeutet für euch, daß ihr euer Kabel zur nächsten Verteilung ziehen müßt." „Das hat uns gerade noch gefehlt", stöhnt Mann. Doch dann schwingt er sich kurzentschlossen aus seiner Koje und weckt, während er sich anzieht, den Diensthabenden Maschinisten, Stabsmatrosen Klose. Mit wenigen Worten erklärt er ihm, was zu tun ist. Gemeinsam schimpfen sie über die bevorstehende Arbeit. Doch je mehr sie reden und sich fragen, warum die „2048" nicht während der Dienstzeit kommen konnte, und wie heftig sie sich auch über das Regenwetter ereifern, um so mehr wird ihnen klar, daß sie eigentlich selbst Schuld daran haben. Wenn Klose jetzt in den Maschinenraum muß, um die Eigenversorgung des Schiffes aufzunehmen und Mann in das Hundewetter hinaus, um das Kabel umzulegen, dann ist das nur das Ergebnis eines früheren Versäumnisses. Da die zweite Verteilung etwas weiter vom Schiff entfernt steht als die erste, hätte vor einem Monat, als der Landanschluß hergestellt worden ist, ein zusätzliches Kabel ausgerollt werden müssen. Doch wer hat das nicht für nötig gehalten? Sie alle! So trabt Mann mißmutig, die Hände in den Taschen vergraben, in das trübe Grau des anbrechenden Tages hinaus. Hinter seinem Rücken hört er Klose murren: „Aus meinem Landgang heute abend wird wohl nichts werden. Ich hau mich aufs Ohr und hole den versäumten Schlaf nach . . ."

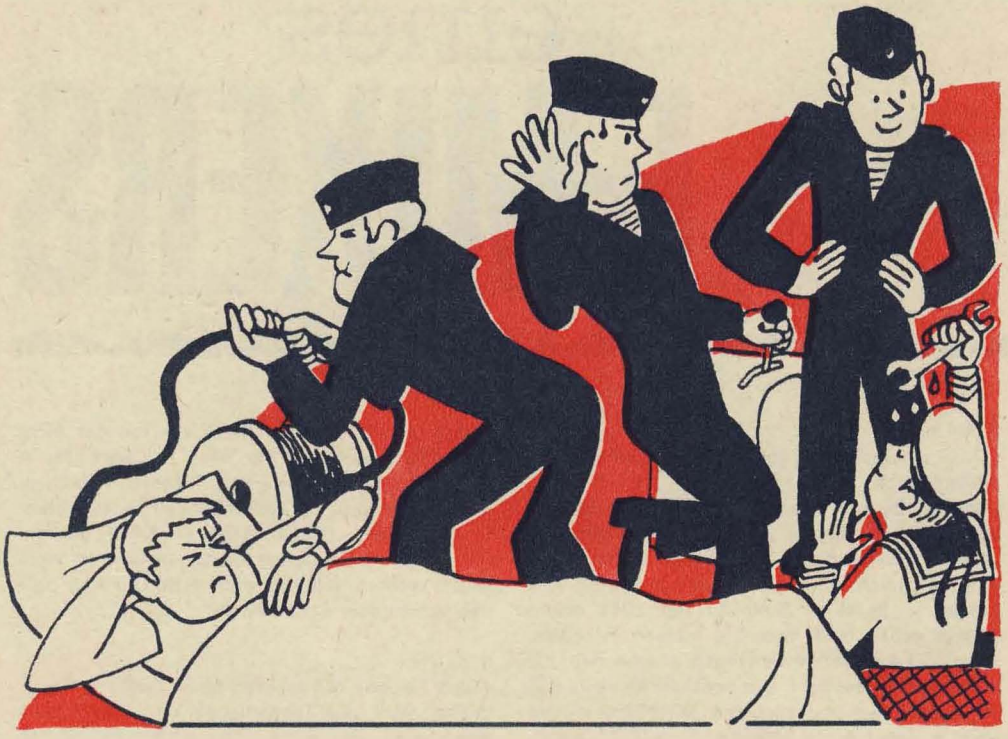
8.00 Uhr.
„Heißt Flagge!" Mit ruhigen, gleichmäßigen Handgriffen wird die Dienstflagge der Volksmarine aufgezogen. Die Besatzung verharrt in „Augen rechts!-Stellung". Nach dem „Augen geradeaus!" und „Rührt Euch!" erfolgt die Einteilung zum Dienst an Bord. Für das Maschinenpersonal ist Funktionsprobe angesetzt. Sämtliche Motoren, Generatoren und Pumpen sind kurzzeitig in Betrieb zu nehmen und auf ihren Zustand zu überprüfen.
„Was – schon wieder?" fragt Obermatrose Hoppe entrüstet. „Wir haben doch vor ein paar Tagen erst Funktionsprobe gehabt. Das kann ich doch schon alles im Schlaf."
„Das ist gut", rechtfertigt der LM* seine Anordnung, „eines der Hauptziele der Ausbildung ist das automatische Beherrschen der Technik – im Schlaf – wie du es nennst."
Gleichgültig schlendert Obermatrose Hoppe in den Maschinenraum. Er hält das ganze für überflüssig. Das Wort „Beschäftigungstheorie" liegt

* = Leitender Maschinist

ihm auf den Lippen. Als zweiter Bordelektriker hat er die Jockel – die Dieselmotoren, die die Generatoren antreiben – in Betrieb zu setzen. Mit einer Hand – ganz „alter Hase" – pumpt er Schmieröl vor, dreht die zum Anlassen benötigten Druckluftflaschen auf und reißt den Anlaßhebel durch: sch . . . sch . . . sss – sonst nichts. Die Kurbelwelle hat sich kaum vom Fleck gerührt. Hoppe versucht es ein zweites, ein drittes Mal – nichts. Jetzt ist der Luftdruck bereits so stark abgefallen, daß wir jetzt noch vom Land her Elektroenergie beziehen und über unseren Kompressor Luft aufladen können."

Der Zwischenfall ist Beweis genug, daß es eben doch nicht im Schlaf geht.

Als endlich wieder genügend Anlaßluft bereitsteht, werden alle drei Jockel angeworfen und die drei Generatoren parallel auf das Bordnetz geschaltet. Ruhige Nerven und Fingerspitzengefühl gehören dazu, wenn die Schalter im richtigen Moment ein-



daß selbst ein sachgemäßes Anlassen nicht mehr möglich ist. Schon steht der LM neben Hoppe, um sich, wie er sagt, dessen Entschuldigungen anzuhören. Hoppe hat in seinem übergroßen Sicherheitsgefühl die niedrigen Temperaturen im Maschinenraum nicht beachtet und demzufolge den Motor nicht durchgetörnt, das heißt mit einer Törnstange mehrmals durchgedreht, damit ein leichtes Anlaufen des Motors erreicht wird. Verlegen erklärt er: „Im Ernstfall, bei Gefechtsalarm oder so, hätte ich bestimmt drangedacht, aber so . . ."

„Aber so, aber so", ahmt der LM Hoppes Tonfall nach, „ich möchte bezweifeln, daß die Nerven im Alarmfall ruhiger werden. Wir können froh sein, gelegt werden sollen. Nach und nach werden alle Verbraucher zugeschaltet: der Kompressor, die Feuerlösch- und Lenzpumpen. Dazu kommen die Hauptmaschinen, die von den Maschinisten, Stabsmatrose Klose und Obermatrose Teich, bedient werden. Es ist ein gewaltiges Dröhnen und Vibrieren im Rumpf des Schiffes. Anfangs ist wohl etwas Erschreckendes daran, aber schon bald fühlt man sich mit der urwüchsigen Kraft, mit den vielen PS, die hier auf engstem Raum konzentriert sind, verbunden, durch sie beschützt. Gewissenhaft führt der Diensthabende Maschinist das Maschinentagebuch. Öldruck, Abgastemperatur und andere Meßwerte werden sorgfältig registriert. Als Resultat der Funktionsprobe sind drei Ventile

neu einzuschleifen und auf eine Maschine Öl aufzufüllen – Dinge, die für die ständige Gefechtsbereitschaft von Bedeutung sind.

9.00 Uhr.
Eine Gruppe zukünftiger Bordelektriker ist gekommen. Im Rahmen eines Praktikums sind sie von der Flottenschule auf verschiedene Schiffe und Boote delegiert worden. In zwanglosen Gesprächen ergibt sich, daß die meisten von ihnen bereits einen Facharbeiterbrief auf dem Gebiet der Elektrotechnik besitzen. Nur wenige haben einen andersartigen Beruf und aus reinem Interesse die Ausbildungsrichtung Elektrotechnik bei der Volksmarine gewählt. Sie werden herumgeführt. Bereitwillig kramt Mann sein Schulwissen aus und beschreibt die Wirkungsweise eines Transformators.
Aber nicht nur die E-Mixer haben zu tun. Auch den Maschinisten und dem Pumpengast werden Löcher in den Bauch gefragt. So gut es geht, gibt jeder Antwort. Bei schwierigen Problemen sind immer noch die Stabsmatrosen und der LM da.
Stabsmatrose Mann hat eben einigen Genossen die Notlichtversorgung und die Mineneigenschutzanlage vorgeführt und will sich gerade einer anderen Gruppe zuwenden, da bemerkt er zwei Genossen, die ihm schon vorhin durch ihr desinteressiertes Herumstehen aufgefallen sind. Sie schrauben gelangweilt einen Motor auf, dessen Inneres der LM erläutern will. Plötzlich: peng! und platsch! – der Schraubenschlüssel ist ihnen entfallen und ruht jetzt unter den Flurplatten in der dreckigen Öl-, Diesel- und Wasserbrühe der Bilge. Stabsmatrose Mann wartet gespannt im Hintergrund. Die beiden ‚Lerneifrigen' sehen sich harmlos um. Offenbar hat sie niemand beobachtet. Schon greift einer der Missetäter zum nächsten Schlüssel und gibt sich, als sei nichts geschehen. Der E-Mixer geht auf die beiden zu und fragt sie, ob sie schon einmal gelenzt haben. Selbstverständlich nicht. So kommt es, daß sich der erste an die Lenzpumpe bemühen muß, während der zweite gerade an der Stelle, an der der Schraubenschlüssel liegt, den zügig abnehmenden Wasserstand beobachten darf. Man widmet sich einer anderen Sache, aber hin und wieder schielt er zu den beiden hinüber. Plötzlich ist nur noch einer zu sehen. Der zweite ist in die Bilge gekrochen. Der Wasserstand ist zuletzt so niedrig geworden,

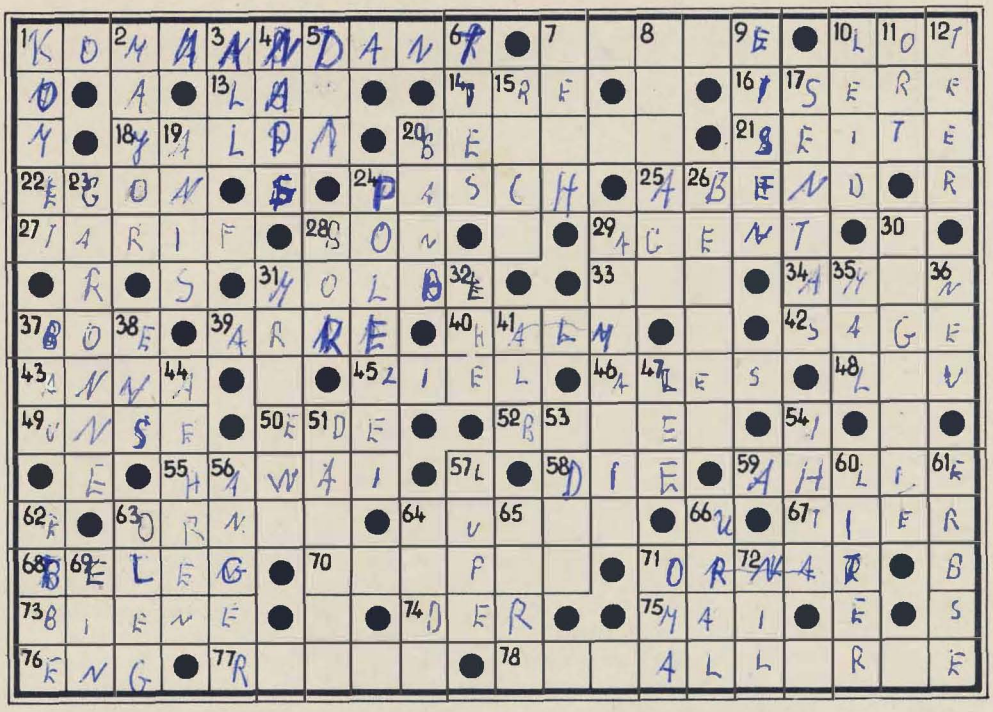
Illustrationen: Harri Parschau

daß der unter den Flurplatten liegende Schraubenschlüssel nicht zu übersehen ist. Schamgefühl hat den Neuen befallen und in die Bilge getrieben. Da steht plötzlich der E-Mixer vor ihm und sieht auf den nassen Schraubenschlüssel, den jener in der Hand hält und lacht: „Sehr gut, warum nicht gleich so, Kamerad?"

13.00 Uhr.
Verschlafene Gestalten sitzen um den LM in der Messe herum. Verstohlen gähnend versuchen sie, seinen Ausführungen zu folgen. In der Mittagspause hat jeder ein wenig Augenpflege betrieben, und es fällt jetzt nicht leicht, in dem gemütlich warmem Raum sofort wieder hellwach zu sein. Da beordert der LM das Maschinenpersonal auf den freien Platz inmitten der Messe. „Habt ihr schon mal was von Pausengymnastik gehört?" fragt er die schläfrigen Mannen. Ein „Buh" gibt man ihm zur Antwort, doch schon nach einigem Arm- und Beinkreisen, nach Kniebeugen und anderen Übungen wird die Atmosphäre wesentlich frischer und heiterer.
„Schließlich könnt ihr heute abend an Land auch nicht einschlafen. Was sollen denn da eure Mädchen sagen", begleitet der LM augenzwinkernd das außerordentliche Körpertraining. Und zu Klose gewandt: „Triffst du dich wieder mit der kleinen Dicken?" – „Klein und dick?" wehrt Klose entrüstet ab. „Erstens ist sie gut gewachsen und fast grazil, zum anderen weiß ich nicht, ob ich nach diesem mörderischen Leistungstraining noch in der Lage bin, heute abend unseren Dampfer zu verlassen."
„Na gut", gibt sich der LM zufrieden, „genug des grausamen Spiels."
Tadellos läuft der Unterricht in den einzelnen Disziplinen über die Bühne. Pumpen werden bis ins Detail erklärt, Antriebsmaschinen werden systematisch durchdacht, und an komplizierte Elektroprinzipien wagt man sich heran. Nur ein einziges Mal gerät der Lauf der Wissensvermittlung ins Stocken: Der Pumpengast weigert sich, dem Elektrounterricht zu folgen. Er behauptet, Pumpenspezialist zu sein, und wenn er sich schon hin und wieder mit den Antriebsmaschinen auseinandersetze, sei das lediglich sein guter Wille. „Ganz einfach", pflichtet ihm der LM ironisch bei, „das kannst du haben. Es hat für dich nur einen Haken, daß du nie Urlaub oder Landgang bekommen wirst, schließlich muß ständig ein Pumpenspezialist an Bord sein, und die Elektriker werden sich dann wohl kaum für Pumpen interessieren." Beinahe schämt sich der Pumpengast schon über seine vorschnell geäußerte Meinung, da hilft ihm der Maschinist Klose: „Schließlich ist es mal ganz gut, wenn du beim Fernsehen sitzt, eine Sicherung durchbrennt und du weißt, wie und wo du eine neue einschrauben kannst."

15.00 Uhr.
„So, meine Gutsten", bemüht sich Klose erfolgreich, den sächsisch sprechenden Signäler zu kopieren, „noch ä baar Minütchen Bause un ä dreiviertel Stündchen Unnerricht, un dann sein mir fein 'raus. Ne wahr?"
„Und nach dem Aufräumen am Arbeitsplatz", übernimmt Mann den Faden, „wird sich Papi hübsch landfein machen, und danach gehts hinaus zu seiner Püppi. Jutta heißt sie. Heute bringt sie vielleicht ein Bild mit."
„Ich bin nur gespannt, ob wir einen brauchbaren Platz im Deutschen Haus bekommen", meint Klose skeptisch, „und damit das klar ist: Wer zuerst kommt, hält für die anderen frei!"
„Der Leitende Maschinist sofort zum Wachstand!" Der Befehl über den Bordfunk platzt mitten in die Unterhaltung.
„Was das wohl wieder zu bedeuten hat?" fragt jemand sorgenvoll. Es gibt Arbeit für die E-Mixer. Ein Boot soll mit Gleichstrom versorgt werden. Die Elektriker des Bootes warten bereits vor dem Maschinenraum. Sie sind ungeduldig, sie haben es eilig. Zum Verlauf der Übergabe gibt es keine Fragen. . . . zigmal ist es geübt worden. Obermatrose Hoppe läßt im Maschinenraum den Gleichstromgenerator anlaufen. Stabsmatrose Mann beaufsichtigt das Anklemmen des Kabels am Übergabekasten seines Schiffes.
Während er aufmerksam die Arbeiten beobachtet, blitzt ihm aus dem Kabel provozierend ein blanker Draht entgegen. Gleichgültig deckt jemand einen Putzlappen über die wunde Stelle. Aber hartnäckig weigert sich Mann, diese „Isolierung" anzuerkennen. Auch die Beschwörungen: „Wir haben keine Zeit – der Alte tobt schon – der Smutje muß Essen kochen . . ." lassen sein Verantwortungsbewußtsein nicht ersterben. Abwartend stellt er sich an die Reling und beobachtet seine Uhr. Genau sieben Minuten dauert es, bis die Genossen ein taufrisches Kabel zur Stelle haben.
„Und keiner ist inzwischen verhungert", bemerkt Mann zum Verdruß der Bootselektriker. Kurz darauf steht er am Maschinenraum und läßt den Gleichstromgenerator auf die Übergabeverteilung schalten. Im gleichen Moment blitzt es taghell auf, Qualmwolken wirbeln nach oben, Funken sprühen ziellos durcheinander, und das helle, hohe Pfeifen der laufenden Maschine geht, unterbrochen durch ein wirres Knistern, in ein dumpfes Brummen über. Geistesgegenwärtig hat Mann den Umformer abgeschaltet. Verstört hält sich der zweite E-Mixer

Fortsetzung auf Seite 82



KREUZWORTRÄTSEL

Waagerecht: 1. Führer einer militärischen Truppe, 7. Ergebnis der Addition, 10. Senkblei, 13. Schieferfelsen, 14. europäischer Inselbewohner, 16. Nebenfluß der Rhone, 18. sowjetische Hafenstadt am Schwarzen Meer, 20. meißelähnliches Werkzeug, 21. Teil der Streichinstrumente, 22. männlicher Vorname, 24. doppeltes Schulterstück, 25. Tagesabschnitt, 27. festgelegtes System von Lohnsätzen, 28. Gutschein, 29. Spion, 31. Käsewasser, 33. arabischer Titel, 34. Vorzeichen, 37. Windstoß, 39. Papageienart, 40. Pflanzenorgan, 42. überlieferte Erzählung, 43. weiblicher Vorname, 45. Wettkampfende, 46. Stadt in Frankreich, 48. Währungseinheit in der Rumänischen Volksrepublik, 49. Gewichtseinheit, 50. Stadt in Holland, 52. russischer Männername, 55. Hauptstadt der Demokratischen Republik Vietnam, 58. Artikel, 59. Gänsefußgewächs, 63. die Vogelwelt eines Gebietes, 64. französischer Opernkomponist, 67. Lebewesen, 68. Schriftstück, Beweisstück, 70. Wildpferdart, 71. Amtstracht, 73. Insekt, 74. Artikel, 75. Monatsname, 76. räumlich beschränkt, 77. deutscher Literaturkritiker (1896–1954), 78. eine der ältesten Waffengattungen der Landstreitkräfte.

Senkrecht: 1. Schweifstern, 2. militärischer Dienstgrad, 3. das Universum, 4. Behältnis, 5. Umkehrbild (Kurzbezeichnung), 6. Papierzählmaß, 7. südfranzösische Hafenstadt, 8. Hafenstadt in Südspanien, 9. Schwermetall, 10. Kummer, Sorge, 11. Ansiedlung, 12. Destillationsprodukt, 15. Entwurf einer technischen Zeichnung, 17. brasilianische Hafenstadt, 19. Gewürz, 20. Geldinstitut, 23. Fluß in Frankreich, 24. Ordnungstruppe, 26. deutscher Physiker und Mathematiker (1784 bis 1846), 28. chemisches Element, 29. sowjetische Stadt am Kuban, 30. unverbürgte, sagenhafte Erzählung, 31. rumänische Industriestadt, 32. Lebensbund, 35. Zeichen, 36. ungebraucht, 37. Tierbehausung, 38. Nebenfluß des Neckar, 41. Beklemmung, 44. Teil der Getreidepflanzen (Mehrzahl), 47. Windschatten, 51. österreichischer Operettenkomponist (1895 geb.), 53. arabische Hafenstadt, 54. griechischer Buchstabe, 56. Dorfwiese, 57. Vergrößerungsglas, 60. Flüssigkeitsmaß, 61. Hülsenfrucht, 62. eine der Gezeiten, 63. russischer Männername, 64. Nebenfluß der Mariza, 65. Segelschiff, 66. Gebirge in der UdSSR, 69. unbestimmter Artikel, 71. Großmutter, 72. Strom in der VAR.

Auflösung aus Nr.4

KREUZWORTRÄTSEL

Waagerecht: 3. Soldat, 7. Fenster, 11. Rauma, 12. Orakel, 14. Rekrut, 17. Lese, 18. Muhd, 20. Imker, 22. Anno, 23. Nie, 25. Reep, 27. Sole, 30. Siena, 32. Linz, 34. Geste, 36. Ries, 38. Ebbe, 40. Eiland, 42. Etat, 44. Rost, 46. Sirene, 48. Neer, 49. Idee, 51. Maria, 53. Lear, 54. Erato, 56. List, 58. Else, 60. Eni, 62. Laut, 64. Pilot, 66. Beil, 68. Baer, 71. Ankara, 72. Irland, 73. Turek, 74. Ballast, 75. Essenz. – **Senkrecht:** 1. Artillerie, 2. Pulk, 3. Sarre, 4. Dorn, 5. Toto, 6. Tal, 7. Fes, 8. Elen, 9. Tau, 10. Rad, 13. Keil, 15. Kap, 16. Unke, 18. Meise, 19. Han, 21. Erz, 24. Ise, 26. Erbse, 27. Stier, 28. Oel, 29. Erne, 31. Antarktika, 33. Nis, 34. Ger, 35. Senat, 37. Ideal, 39. Biel, 41. Ana, 43. Tee, 45. Titel, 47. Ems, 50. Don, 52. Iwan, 53. Lei, 55. Ree, 57. Igel, 58. Eta, 59. Spatz, 61. Ibis, 62. Lade, 63. Ukas, 65. Lore, 66. Bob, 67. Ill, 69. Art, 70. Rat.

Die ‚Kommandeurs

Leutnant Michail Ustjugow gefiel mir von der ersten Minute an, in der wir uns kennenlernten. In seinem ganzen Auftreten ist etwas Anziehendes, etwas Fesselndes. Etwas, was sofort Sympathie erweckt. Und erlebt man, wie er mit den ihm anvertrauten Menschen umgeht, so spürt man auf Anhieb, daß er ein Zugführer sein muß, wie man ihn sich in einer sozialistischen Armee wünscht. Dabei sind erst knapp zwei Jahre vergangen, seitdem Michail Ustjugow die Offiziersuniform anzog.

Einige seiner Bekannten hatten ihn damals kopfschüttelnd gefragt: „Zur Armee willst du? Hast eine gute Arbeit, bist Diplomingenieur, könntest deine Doktordissertation machen. Ja, im Ernstfall, da würdest du natürlich gebraucht. Aber jetzt . . . ?"

Michail meinte, daß eine moderne sozialistische Armee zu jeder Zeit Ingenieure brauche und blieb bei seinem Entschluß. Freilich ahnte er da erst in geringem Maße, daß nun bedeutend mehr von ihm verlangt werden würde als nur sein fachliches Wissen und Können – daß er vor allem eine der schwersten aller Künste erlernen müßte: Menschen zu führen und zu erziehen. Das begriff er erst später völlig, als ihm dienstältere Offiziere bei seinen ersten „Gehversuchen" unter die Arme griffen. Da war Wiktor Alexejewitsch Solotar. Er wies immer wieder darauf hin, daß es nötig sei, aufmerksam und streng zu sein, viel zu fordern und gleichzeitig unbedingte Gerechtigkeit zu üben. Oder Georgi Nikolajewitsch Zaregorodzew, der Politstellvertreter, ein Mensch mit großen Lebenserfahrungen. Er mühte sich, dem jungen Leutnant verständlich zu machen, daß Befehle und exakte Kommandos eine zwar wichtige, aber eben nur eine Seite des militärischen Lebens sind. Daß persönliches Vorbild viel stärker erzieherisch auf die Soldaten einwirkt als bloße Worte es vermögen. Oder Arkadi Iwanowitsch Luschnikow, der Kommandeur. Er riet, sich fest auf die Unteroffiziere zu stützen. Alles sehr wertvolle Ratschläge . . .

Doch als Leutnant Ustjugow seinem Zug das erstemal allein gegenüberstand, erschien ihm sein Gehirn wie leergeblasen. Dutzende Augen-

dissertation'

E. Lutschinezki

paare starrten ihn an: neugierig, prüfend, betont gleichgültig, mitleidig, interessiert.
„Zug! In Linie aufstellen!" kommandierte er. Natürlich, da war es schon passiert. Antreten hätte er sagen müssen. Die Soldaten kicherten, tuschelten, einer räusperte sich vernehmlich.
„Ruhe im Glied!" rief ein Unteroffizier. Ustjugow nahm sich zusammen, brachte recht und schlecht die Ausbildungsstunde zu Ende. Sie verhalf ihm zu der grundlegenden, sich ihm noch öfter bestätigenden Erkenntnis: Die Soldaten merken alles – jede Unsicherheit, jeden Fehler, jede Schwäche in der Unterrichtsmethodik.
Einmal meldete sich im Lehrkabinett der Soldat Nikolai Makarow: „Genosse Leutnant! Mir erscheint das alles dunkel und verworren. Braucht man denn als Lenkraketenschütze überhaupt soviel Theorie? Wichtig ist doch, daß man trifft."
Michail Ustjugow zweifelte an sich selbst. Was nützte ihm das Ingenieurdiplom, wenn es ihm nicht gelang, seine Kenntnisse weiterzugeben? Bis in die Nacht hinein bereitete er sich von nun an auf die Ausbildung vor, beriet sich mit seinen Vorgesetzten, mit Partei- und Komsomolfunktionären der Einheit aber auch mit den Unteroffizieren seines Zuges. Trotzdem verfolgte ihn das Gefühl, die Frage des Soldaten Makarow nach dem Nutzen der Theorie noch immer nicht überzeugend beantwortet zu haben. Das Leben, in Gestalt eines Übungsgefechtsschießens, kam ihm zu Hilfe.
Unvermutet und ziemlich nahe tauchte das erste Ziel auf. Ebenso plötzlich ertönte das Feuerkommando, kaum daß exakt gerichtet war. Der Lenkschütze drückte den Startknopf am Lenkpult, und die Rakete fauchte los. Nur – als er sie voll unter Kontrolle hatte, war die Strecke zum Ziel schon zurückgelegt, und das Geschoß jagte darüber hin.
Der nächste Schuß traf; doch darüber freute sich nun kaum noch einer. Dafür wurde bis in die späten Abendstunden darüber gestritten, wie Fehlschüsse auch auf verhältnismäßig kurze Distanz zu vermeiden wären. Berechnungen wurden aufgestellt, Begründungen angeführt. Leutnant Ustjugow diskutierte fleißig mit – geschickt und überzeugend – und verspürte zunehmend, daß man ihn als Autorität auf diesem Gebiet zu akzeptieren begann. Das Interesse der Soldaten an theoretischen Fragen belebte sich. Nun nahm der Zugführer in verstärktem Maße auch die „praktische Seite" in Angriff. Unermüdlicher Fleiß am Lenkpult des Trainingsgerätes brachte ihm schließlich den Ruf ein, zu schießen „wie ein Gott".
Das hatte natürlich seine Auswirkungen. Beispielsweise wurden manche der ein wenig zu sehr von ihrem Können eingenommenen „Asse" unter den Lenkschützen wieder bescheidener und disziplinierter. Nur Alexander Tomsko, auch einer von den „alten Hasen", begriff nicht gleich, was sich im Zug verändert hatte. Er glaubte immer noch, sich mehr erlauben zu können als andere und verletzte die Disziplin. Eine diesbezügliche Bemerkung Ustjugows – wie gewöhnlich in ruhigem Tone vorgebracht – überhörte er glatt und fiel gleich darauf nochmal unangenehm auf. Bestürzt – weil für ihn völlig unerwartet – fand er sich daraufhin als „Tagesordnungspunkt" einer Komsomolversammlung wieder. Am härtesten traf ihn jedoch, daß der Leutnant ihn zeitweilig als Lenkschützen absetzte und als Kraftfahrer einteilte. Das hatte er nicht erwartet. Es wurde ihm eine bittere, aber heilsame Lehre.
Zwei Jahre sind eine verhältnismäßig kurze Zeit, und doch vermögen sie, wenn sie nur ereignisreich genug sind, Auffassungen und Verhaltensweisen entscheidend zu verändern. Der Unteroffizier Nikolai Makarow findet heute die Theorie keineswegs mehr so dunkel und verworren wie seinerzeit der Soldat Nikolai Makarow. Im Gegenteil! Bei den inzwischen neu hinzugekommenen Genossen gilt auch er bereits als ausgesprochener Spezialist.
Der Zug ist zu einem festen Kollektiv zusammengewachsen, in dem jeder Genosse seinen Platz hat – und sich der Verantwortung gegenüber den anderen im engen wie im weitesten Sinne bewußt ist.
Michail Ustjugow denkt nur noch selten an den schweren Anfang seiner Offizierslaufbahn. Aufrichtig freut er sich über jeden Erfolg seiner Genossen, über ihre Entwicklung und zunehmende Meisterschaft. Und er freut sich natürlich auch über die Anerkennung und die Achtung, die sie ihm – direkt oder indirekt – entgegenbringen. In stillen Stunden denkt er zuweilen übrigens auch an mögliche Themen für eine Doktordissertation.
Mir scheint allerdings, der Leutnant hat bereits eine Dissertation mit Erfolg verteidigt. Sie ist zwar nicht mit einem akademischen Grad verbunden, brachte ihm jedoch den unschätzbaren Ruf eines klugen Kommandeurs und guten Kommunisten ein.

Ein Tag im Leben eines E-MIXERS

Fortsetzung von Seite 78

noch immer schützend den Arm vor die Augen. Nur langsam gewöhnen sie sich wieder an die normale Beleuchtung. Wie konnte das passieren? Es muß ein Windungsschluß in der Maschine vorliegen. Wahrscheinlich ist Wasser eingedrungen. Unverzüglich geht die Havariemeldung an den Kommandanten und an den LM. Auch der Abteilungsingenieur trifft wenig später am Ort des Geschehens ein. Fragen über Fragen gehen an die E-Mixer: Wie lange hat der Generator gebrannt – Sekunden, Minuten? Hat er stark gequalmt? Was hat der Strommesser angezeigt? Peinlich genau werden die Untersuchungen eingeleitet. Immerhin ist der Generator für die Einsatzbereitschaft äußerst wichtig. Inzwischen wird das zu versorgende Boot über einen zweiten Generator gespeist. Der defekte Umformer muß gegen eine Reservemaschine, die in der Ersatzteillast aufbewahrt wird, ausgetauscht werden.

„Na, dann haben wir aber morgen unsere Beschäftigung", sagt Klose, fast stöhnend. Doch es kommt noch ganz anders.

„Morgen?" fragt der Abteilungsingenieur überrascht. „Das können wir uns nun doch nicht leisten. Sie scheinen zu vergessen, wie wichtig die Generatoren für die unserer Abteilung angeschlossenen Boote sind. Nein, da gibt es keine Wahl. Der Umformer muß noch heute einsatzbereit sein!"

Stabsmatrose Klose runzelt die Stirn und sagt monoton: „Mein Landgang!" Auch die anderen Genossen stehen bedrückt herum. Der erste E-Mixer erholt sich zuerst. Schnell hat seine Verstimmung neuem Elan Platz gemacht: „Dann mal ran! Je schneller wir anfangen, desto eher haben wir die Geschichte hinter uns." Nur Klose kann er damit nicht überzeugen. „Arme Heide", sagt jener geknickt, „heute wirst du umsonst auf mich warten."

Es werden Stunden harter Knochenarbeit. Der Generator hat es in sich. Immer wieder muß der Flaschenzug angesetzt werden. Oft bietet sich keine Möglichkeit, ihn an der Decke einzuhängen, dann müssen Brechstangen und Leckwehrbalken herhalten. Auf den wenigen glatten Flächen kann die Maschine auf Rollen vorwärts bewegt werden. Es ist gut, daß sie sechs Mann sind. Jede Hand wird gebraucht. Auf den Vorfall während des Unterrichts anspielend, sagt Mann zum Pumpengast: „Schön, daß du uns bei unserem ‚Elektrokram' hilfst. Du kannst dich drauf verlassen, daß du deine Pumpen auch nicht allein zu wechseln brauchst."

Schwierigkeiten bereitet der Transport über den steilen Niedergang. Auf halber Höhe ist man sich beinahe einig, daß der Generator nur im demontierten Zustand aus dem Maschinenraum herauszubekommen ist. „Also, alles zurück", sagt der E-Mixer hastig. Doch so schnell will niemand aufgeben. Noch einmal knobeln sie gemeinsam. Und tatsächlich findet der Pumpengast eine Lösung: „Hochkant und dann mit Effet. Es wäre doch gelacht, wenn wir es nicht schaffen würden." Nur wenige Millimeter Spielraum bleiben zwischen dem Generator und den Seitenwänden am Niedergang, aber er kommt durch. Jetzt ist er leichter fortzubewegen. Der Verkehrsgang in der Mitte des Schiffes ist mit Linoleum ausgelegt. Während zwei Matrosen den Generator rollen, bereiten zwei den Reservegenerator vor. Der LM und ein Genosse nutzen die Pause, um zu essen. Sie müssen sich beeilen, denn die anderen warten auf ihre Ablösung. Der Transport und der Einbau des neuen Generators gehen wesentlich flüssiger vonstatten. Man hat Erfahrungen gesammelt. Nur einmal schreit Klose fürchterlich auf. Seine Hand ist eingeklemmt. Aber der Schreck ist größer als der Schmerz.

19.50 Uhr.

Der Generator steht an Ort und Stelle. Aufatmend hat der LM den Befehl gegeben, dem Kommandanten die Meldung zu bringen. Die Schwierigkeiten sind vergessen. Auch Klose ist längst wieder der alte: „Eigentlich müßten wir den Umformer ja schnell noch einmal pönen, wenigstens die Stellen, an denen die Farbe abgeplatzt ist."

„Aber nicht mehr heute", lacht der Kommandant plötzlich hinter ihm, „das wird morgen erledigt. Ich kann Sie nur alle zu dieser prächtigen Zeit beglückwünschen und sagen: Alles, was Landgang hat, verläßt so schnell wie möglich das Schiff. Übrigens, der Abteilungsingenieur läßt fragen, ob er jemanden in seinem Wagen mit 'rausnehmen kann."

20.30 Uhr.

Die Landgänger sitzen geschniegelt und gebügelt im Deutschen Haus. Mann blinzelt seiner Jutta zu, und Klose hält seine schlanke Heide fest. Daß er Mühe hat, ihren fülligen Rücken mit einer Hand zu umfassen, tut seiner Freude keinen Abbruch.

Rinke und Genossen

Auf dem Flur der Kompanie Wischeropp wird getuschelt: „Der ‚Ausschuß' tagt. Mal sehen, was diesmal herauskommt." Die mot. Schützen haben da so ihre Erfahrungen. Immer wenn Stabsfeldwebel Rinke, Gefreiter Schreiber, Oberleutnant Hellmann und Unteroffizier Lenk in einem bestimmten Zimmer verschwinden, ist etwas im Busch. Diese vier verkörpern das, was die Soldaten scherzhaft, aber auch mit Respekt, ihren „Politisch Beratenden Ausschuß" nennen.

Wo Begriffe der internationalen Politik als Vergleich herangezogen werden, da muß einiges los sein, sagte ich mir, und ging den Dingen auf den Grund. Inzwischen bin ich zu der Meinung gelangt, „Politisch Beratender Kulturausschuß" träfe den Nagel auf den Kopf. Der Leser möge es nachprüfen...

Daß die Kompanie Wischeropp der Kultur abhold sei, konnte bisher noch keiner behaupten. Allerdings an ein aufsehenerregendes Maß war auch nicht zu denken. Das änderte sich, als ein paar Unruhige das Feld der Kultur betraten.

So könne es nicht weitergehen, daß bei Zeitnot immer zuerst die Kultur „stirbt" und daß vom Truppenteil organisierte Großveranstaltungen nur Tropfen auf einen heißen Stein seien. Sie meinten, es gäbe da noch den Film, das Theater, das Buch und den Fernsehapparat. Und man sollte auch singen, basteln, Platten anhören oder die nähere Umgebung der Soldatenheimat erschließen. Darüber sprach Hauptfeldwebel Rinke in einer Parteiversammlung: „Militärische Kampfkollektive wie wir sie brauchen, wachsen und entwicklen sich nicht nur in der Gefechtsausbildung. Das geschieht lückenlos und läßt sich schon gar nicht in Dienst und Freizeit trennen. Darum werden wir..."

*

„Exkursion nach Weimar" – das war neu im Kultur- und Sportkalender. Dennoch oder gerade deswegen braucht Stabsfeldwebel Rinke, in der Klassikerstadt zu Hause, über Zuspruch nicht zu klagen.

Eines Sonntags sieht man eine Schar von 20 mot. Schützen am Glockenturm der Mahn- und Gedenkstätte Buchenwald. Ein Blick in die Gesichter verrät, daß die Genossen den Rundgang durch das einstige Konzentrationslager beendet haben. Hans-Rüdiger Rinke hatte die Führung übernommen, Zusammenhänge erklärt zwischen dem Gesehenen und dem Sinn des Soldatseins heute.

Die Genossen tauen erst wieder auf, als sie nach einer Wanderung (sozusagen auf Goethes Pfaden) durch den Tiefurter Park in Dehnstädt anlangen. Einer der zwanzig, Gefreiter Valdeig, ist hier zu Hause, und was noch mehr erfreut, dieses „Zuhause" entpuppt sich als Gaststätte.

Soldaten in größerer Anzahl wurden im Dorf schon lange nicht mehr gesehen. Im Gasthaus wird es lustig. Soldaten- und Volkslieder lok-

ken Neugierige an. Manch hübsches Mädchen ist dabei. „Wie wär's mit Tanz?", fragt einer, Dazu braucht man Musik und noch ein paar nette Mädchen. Ersteres, nämlich Plattenspieler nebst Platten, befindet sich im Marschgepäck. Mit den Mädchen allerdings . . . Lagebesprechung. ‚Kommandeur' Rinke gibt der Demokratie den Vorzug. Die mot. Schützen schwärmen aus. Eine halbe Stunde später sind Susi, Monika, Eva, Brigitte und andere tanzmarschbereit. Als dann alles im modernen Reigen schwingt – auch solche Genossen, die sonst mit Zittern und Zagen ein Mädchen auffordern –, als sich dann helle Mädchen- und frische Soldatenstimmen zum fröhlichen Gesang vereinen, blinzeln sich die Genossen des ‚Politisch Beratenden Ausschusses' verständnisvoll zu.

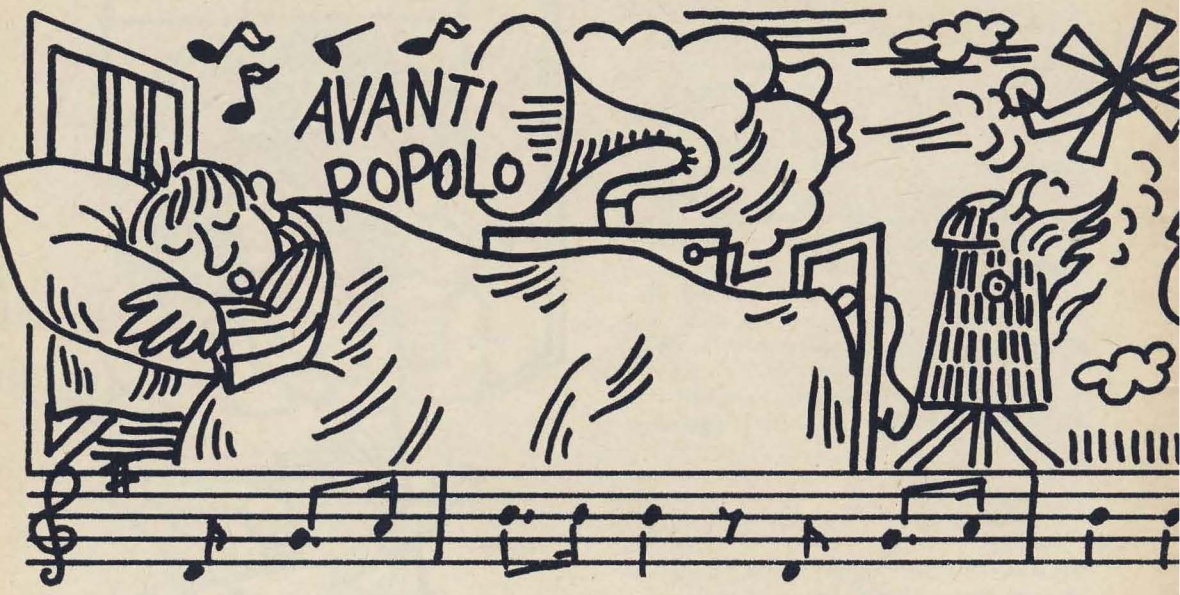
*

Der Ausscheid der Singegruppen im Truppenteil steht bevor. Alles Nötige dazu wird mit Fleiß veranlaßt. Aus einer Stube dringen schon die ersten Flüche, weil kurz vor Mitternacht noch immer aus dem Klub das „Avanti popolo" abwechselnd vom Plattenspieler und aus Soldatenkehlen dringt. Am nächsten Tag ist der Groll auf die ‚Ruhestörer' verflogen. Begeisterter Beifall für den 2. Platz im Truppenteil.

Der Ansporn zum Weitermachen ist damit gegeben. Ein Erfolg. Trotzdem verschwinden Rinkes Sorgenfalten nicht. Mit viel Fleiß sind die Genossen dabei, das Lied „Die Antwort, mein Freund, weiß ganz allein der Wind", einzustudieren. Das ist es. „Wie sag' ich's ihnen?", überlegt der Hauptfeldwebel. „Denkt doch mal nach! Ihr singt ‚Sag mir wo du stehst', weil es klar und eindeutig ist. Und nun behauptet ihr, die Antwort weiß ganz allein der Wind."

Soldat Göpel, Kraftfahrer und Gitarrist, begreift noch nicht ganz: „Und die Platte, warum gibt es die bei uns zu kaufen?" „Ein populäres, humanistisches Lied, das durchaus in Schallplattengeschäften einen berechtigten Platz hat. Doch wir sind eine Singegruppe der Nationalen Volksarmee. Uns ist Pazifismus fremd. Schließlich beweisen wir das täglich mit unseren Ausbildungsergebnissen." An diesem Probennachmittag singt keiner mehr. Dafür wird heftig diskutiert.

Als Monate später ein erneuter Kulturausscheid auf dem Programm steht, haben die Genossen das „Windlied" nicht in ihrem Repertoire, dafür aber eine Eigenkomposition, die ganz schön Wind macht: Den „Dollarsong". Ein aktuelles politisches Problem, auf-



Illustrationen: Paul Klimpke

gespießt mit einem Lied. Und so singen sie: „. . . Der große Geldtopf hat ein Loch – he, he Mister Präsident. So ist diese Welt, he, he, Mister Nixon, Sorgen macht das Geld."
Den dritten Teil des sowjetischen Films „Befreiung" lassen sich nur wenige entgehen. Doch ist es mit anspruchsvollen Filmen ebenso wie mit allen Kunstwerken – sie erschließen sich dem Verständnis leichter, wenn nach dem gemeinsamen Erleben darüber gesprochen wird. Das wußte auch der „Ausschuß". Darum finden sich die meisten Kinobesucher schon tags darauf im Klub zusammen, um noch einmal den Film in Gedanken abrollen zu lassen. Schnell ist man mitten im Gespräch. Soldat Hopp: „Ich fand ihn Klasse. Wir sollten uns von der Einsatzbereitschaft der sowjetischen Soldaten eine Scheibe abschneiden." Gefreiter Schreiber: „Die Knüppeldamm-Szene hat mich sehr berührt. Was gemeinsames Wollen doch alles vermag! Vergleicht mal die Anstrengungen der sowjetischen Soldaten mit unseren bei der Ausbildung. Denkt bloß an unseren letzten 15-Kilometer-Eilmarsch. Viele machten, schlapp und habe immer noch Blasen an den Füßen."
(Einer ruft dazwischen: „Aber reinfahren lassen hast du dich nicht. Das war prima!")
„Trotzdem glaube ich, daß noch nicht jeder bis zu seiner Leistungsgrenze gefordert wurde. Eine Lehre, die uns dieser Film vermitteln sollte."
Von Unteroffizier Kästner wissen alle, daß er einem Hobby sehr umstrittener Art nachgeht. Aus Streichhölzern entstehen Windmühlen, und Kronenverschlüsse von Flaschen bilden ‚Baumaterial' für Südseelandschaften. Bald schon finden sich Genossen, die mitmachen möchten. Nun weiß man aber auch, daß Genosse Kästner mehr auf dem Kasten hat, als Streichhölzer aneinanderzukleben. Es gab Auseinandersetzungen. Was nützen Streichholzmühlen? Besser wären schon Unterrichtsmittel. Unter den geschickten Händen der Bastler entstehen jetzt zum Beispiel Flugmodelle, die in der Ausbildung als Anschauungsmittel verwendet werden. Und was eigentlich noch wichtiger ist, die Bastler sind zahlenmäßig eine beachtliche Gruppe geworden. So verwandelte sich allmählich der Bastelklub in einen regulären Zirkel mit Programm. Die ersten Vorhaben: Der SPW 60 PB und ein Raketenzerstörer als Funktionsmodell. Einige Genossen springen ab, und bauen Windmühlen weiter. Als dann die ersten SPW-Funktionsmodelle fertig und im Klub zur Schau gestellt werden, kommen auch diese Genossen nicht um ein Lob und neue Einsichten herum. Genosse Kästner meint, sein Zirkel werde bald wieder vollzählig sein.

Eine Exkursion besonderer Art führt den „Ausschuß" sowie einen Genossen aus der SPW-Besatzung des Soldaten Schindhelm nach Sonneberg. Einer von ihnen trägt ein gewichtiges Paket unter dem Arm: Das Geschenk der Besatzung des Genossen Schindhelm. Er feiert heute Hochzeit. Wie erstaunt ist das junge Paar, als plötzlich Soldaten vor der Tür stehen, Glückwünsche und das Geschenk von der Truppe überreichen.

Wenige Tage danach. Auf dem Flur der Kompanie stehen ein paar Soldaten. In ihrer Mitte Gefreiter Schreiber, einen Brief schwenkend. Man amüsiert sich. In dem vom Rat der Stadt Sonneberg entsandten Schreiben ist zu lesen:

„Ein Soldat Ihrer Einheit, der Genosse Schindhelm, feiert in unserer Stadt sozialistische Eheschließung. Bitte entsenden Sie einen Vertreter dazu nach Sonneberg, damit Genosse Schindhelm..." Ein wenig verspätet zwar, doch ansonsten ist der Rat vom Rat notwendig und gut. Man könnte nur wünschen, daß alle staatlichen Stellen sich so um ihre Bürger in Uniform sorgten. Hätte man jedoch in den Ratszimmern von der Existenz des „Ausschusses" in der Kompanie Wischeropp gewußt, wäre sicher kein amtliches Schreiben abgeschickt worden.

Rinke ist ein Plattenfanatiker. Rein zahlenmäßig (er besitzt ungefähr 750 schwarze Scheiben und nutzt inzwischen bereits den zweiten Plattenspieler ab), aber auch sonst. Wovon andere Plattensammler mitunter nur träumen, der Hauptfeld hat es. Das weiß man im Truppenteil Neugebauer, und so zeigte er während eine Klubratsschulung allen Interessenten, wie ein zünftiger Plattenabend gestaltet, und wie konserviertes Lied mit gepfeffertem Text auch in den Polit-Unterricht einbezogen werden kann. Kommentar des Gefreiten Richter: „Die politische Schulung kann so und so sein. Bei uns wird sie so gestaltet, daß jeder Spaß am Mitmachen und Mitdenken hat. Stabsfeldwebel Rinkes Plattenarsenal ist dabei gar nicht mehr wegzudenken. Neulich wurde das Thema ‚Imperialismus' behandelt. Wir hörten dazu zwei Platten: ‚Der lachende Mann' und ‚Alle mal herhören, hier spricht Georg Richard Hackenberger'. Das war eine Wucht. Vieles brauchte nicht mehr erläutert zu werden und an Meinungsstreit mangelte es nicht." Der Klubratsvorsitzende Unteroffizier Lenk wurde nach den Bemerkungen von Genossen Rinke während der Klubratsschulung zu neuen Ideen angestachelt. Die Schallplatte gewann erheblich an Wert in seinen Ohren, besonders aber im Kompanieklub.

Mit einem Querschnitt durch die Musik begann es. Nun stand ein ganz spezieller Plattenabend auf dem Klubplan: „Das sollte man verbeaten!" Volles Haus war garantiert. Heftige Diskussionen und wenig Musik, so verlief dieser Sonntagabend im Klub. Es ging besonders um das Ansinnen westlicher Komponisten, klassische Werke der Musik zu Schlagern umzumodeln. Das es am Ende der Debatte gar nicht mehr so sehr um Beat oder nicht Beat ging, sondern um Kultur- und Kunstauffassungen hier und dort, sei am Rande vermerkt, doch nicht als Randerscheinung hinzunehmen. Der „Ausschuß" steht nicht allein in der Einheit. Er ist inzwischen größer geworden. Der rührige Hauptfeldwebel, ein Kenner von Zitaten, würde das mit einem Kalinin-Wort motivieren: „Ein Mensch kann reiche Kenntnisse und ein hohes Kulturniveau besitzen. Wenn er jedoch die Jugend ohne innere Wärme leitet, in Erziehung und Unterricht seine Seele nicht hineinlegt, dann wird das die Jugend sofort spüren. Legst du aber deine Seele hinein in die Arbeit, bist du bemüht, alles zu tun, damit deine Organisation zu den Besten gehört, so wird dir als Antwort darauf die Jugend bestimmt ihre Liebe zuwenden. Ein solcher Mensch wird sich nicht nur Achtung, sondern auch Liebe erringen, und das ist mehr als Achtung."

Uffz. d. R. Heinz Stade

Der Schützenpanzer SKOT 2A (SKOT = tschechische Abkürzung für Mittlerer Radtransporter) entstand in Gemeinschaftsarbeit tschechoslowakischer und polnischer Konstrukteure. 1969 begannen die Entwicklungsarbeiten auf der Grundlage des bereits im Truppendienst befindlichen Achtrad-SPW SKOT der Tschechoslowakischen Volksarmee.

Die neue Konstruktion wurde unter extremen klimatischen und meteorologischen Bedingungen sowie in schwerstem Gelände der Truppenerprobung unterzogen. Als Neubewaffnung erhielt das Fahrzeug einen Drehturm mit einem 14,5-mm- und einem 7,62-mm-MG. Eine Variante dieses Turmes – abgerundeter gestaltet – stammt aus den polnischen Konstruktionsbüros. Das damit ausgestattete Fahrzeug trägt die Bezeichnung SKOT 2AP.

Die Parameter des SKOT liegen im international gebräuchlichen Rahmen. Sie unterstreichen die allgemeine taktisch-technische Charakteristik des Schützenpanzers:

Masse 12,3 t, Länge 7 400 mm, Breite 2 500 mm, Höhe mit Turm 2 650 mm. Neben der zweiköpfigen Besatzung können bis zu 20 mot. Schützen aufgenommen werden.

Die Höchstgeschwindigkeit des SPW beträgt auf Straßen 90. . . 100 km/h, im Wasser 10 km/h. Der Fahrbereich von 650 km ist ausgezeichnet, die Geländegängigkeit hervorragend. Sie wird von zwei besonders wichtigen Faktoren bestimmt: von der Möglichkeit, zwei Meter breite Gräben in voller Fahrt zu überwinden und von der hohen Steigfähigkeit von 70% bzw. 30 Grad Böschungswinkel.

Die Wanne des SPW ist allseitig gepanzert und hermetisch abgedichtet. Die mot. Schützen steigen durch Dachluken oder die beiden Hecktüren ein. Im Gefecht bieten die Luken aufgerichtet einen wirkungsvollen Panzerschutz für die Schützen. Bei geschlossenem Kampfraum wird das Feuer aus Nahkampfluken in den Bordseiten geführt. Frischluft gelangt durch die Filteranlage, die auch kampfstoffverseuchte Luft reinigt, in das Fahrzeug.

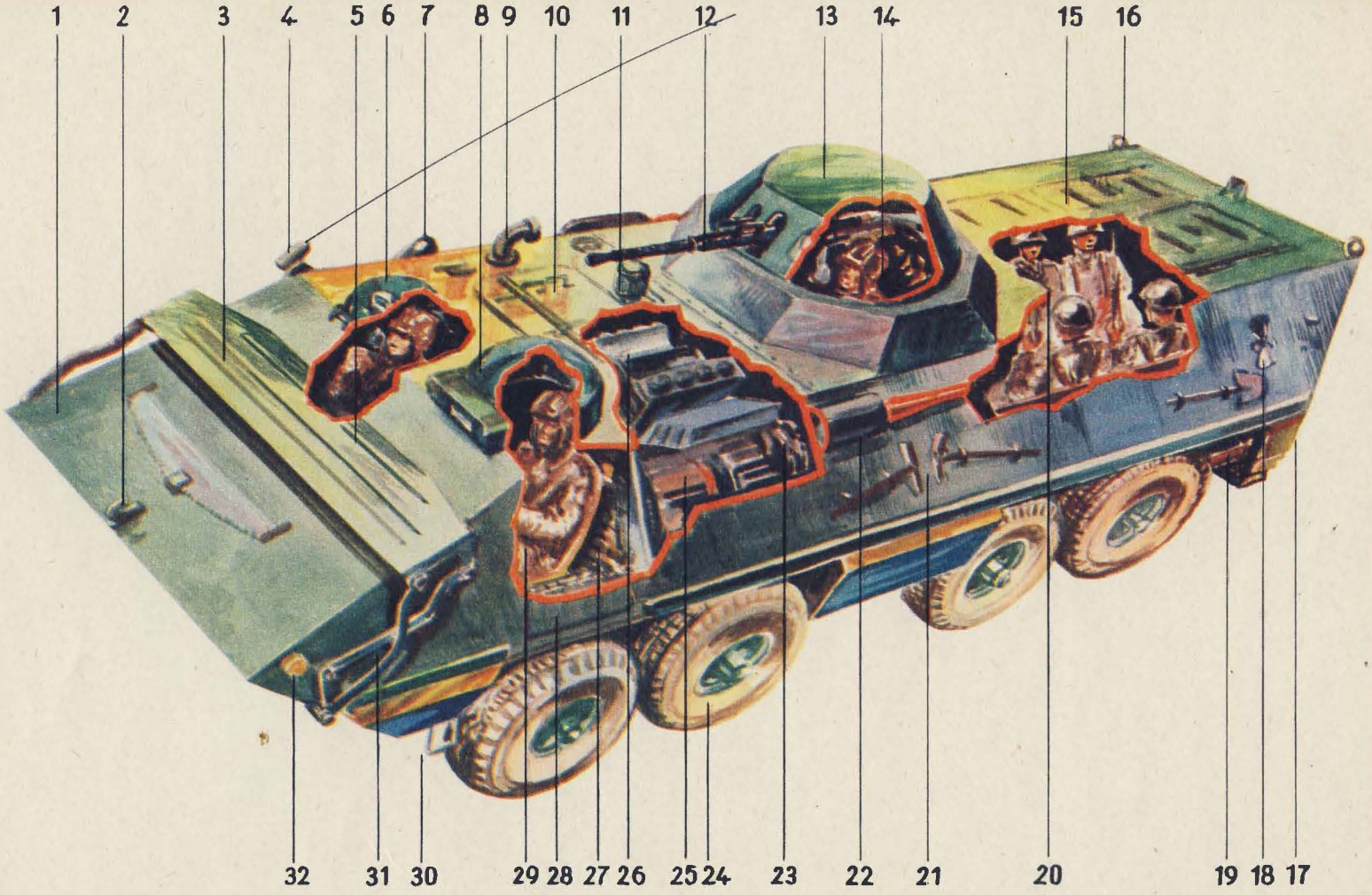
Als Antrieb wurde der TATRA 928-14, ein Achtzylinder-Viertakt-Diesel-Motor, gewählt. Seine Leistung beträgt 200 PS.

Gelenkt wird der SKOT über beide Vorderachsen. Die Lenkung sowie das Wechselgetriebe sind halbautomatisiert. Eine pneumatisch-hydraulische Bremse wirkt auf alle acht Räder. Auf dem Wasser zeichnet sich der SPW durch gute Manövriereigenschaften und die mittels Schiffspropeller erzeugte relativ hohe Fahrgeschwindigkeit aus.

1 **Bugpanzerung**
2 **vorderer Abschlepphaken**
3 **Wellenabweiser**
4 **Antenne**
5 **Kommandant**
6 **Winkelspiegel**
7 + 16 **Ösen**
8 **Winkelspiegel des Fahrers**
9 **Filter-Ventilationsanlage**
10 **Luke zum Motorraum**
11 **Filter**
12 **Bewaffnung, 14,5-mm-MG und 7,62-mm-MG**
13 **Drehturm**
14 **Richtschütze**
15 **obere Einstiegsluken**
17 **Schiffspropeller**
18 **Schießluken für mot. Schützen**
19 **Schutzverkleidung für Schiffspropeller**
20 **Plätze der mot. Schützen**
21 **Schanzgerät**
22 **Auspuffanlage**
23 **Getriebe**
24 **vord. lenkbare Achsen**
25 **Motorblock**
26 **Motorraum**
27 **Trennwand**
28 **Einstiegluke d. Fahrers**
29 **Fahrer**
30 **Fußraste**
31 **Gestänge des Wellenabweisers**
32 **Begrenzungsleuchten**

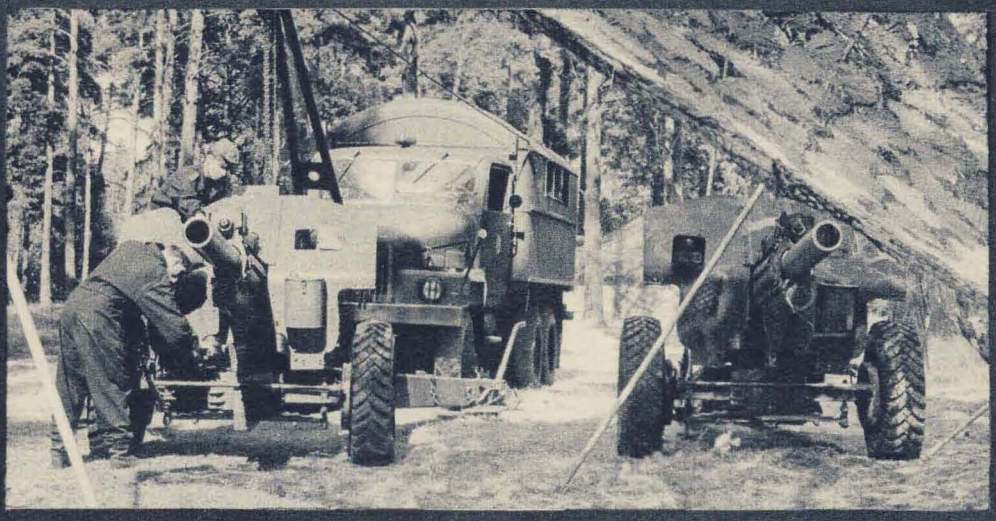
Zeichnung: Hans Rade

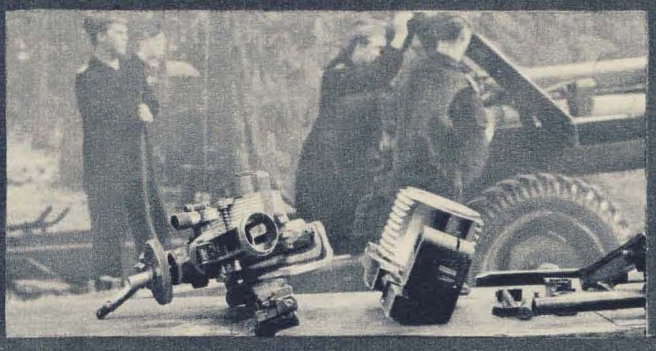
SCHÜTZENPANZER SKOT 2A


1
2
3
4
5
6
7
8
9
10
11
12
13
14
15
16
32
31
30
29
28
27
26
25
24
23
22
21
20
19
18
17

Aus der Anzahl der abgegebenen Schüsse (S),
den auf eigener Achse zurückgelegten Kilometern (K)
und den Einsatz- bzw. Ausbildungsstunden (H)
ergibt sich der SKH-Wert,
nach dem die Artilleriebewaffnung
auf Herz und Nieren überprüft wird.
Diese Arbeit obliegt den Männern
der Instandsetzungs-Kompanie Raketentechnik/Artillerie.
Unsere Fotoreporter und Oberstleutnant Kurt Erhart
besuchten die Geschützmeister im Feldlager, in der

Werkstatt unterm Blätterdach





Die bunten Tupfen der Tarnnetze vermischen sich mit dem dunklen Grün der Föhren. Durch die Ritzen des luftigen Daches dringen die Sonnenstrahlen und malen helle Kringel auf die Wände der Werkstattwagen und die Schilde der Haubitzen. Das leise Rauschen des Windes in den Ästen wird von metallischem Klirren unterbrochen. Ein Flaschenzug rasselt. Irgendwo zischt ein Schweißgerät. Die wenigen Männer, die hier ihre Werkstatt aufgeschlagen haben, verständigen sich mit sparsamen Zurufen, mehr mit Handzeichen. Sie sind so aufeinander eingespielt, daß jedes Wort zuviel stören würde. Sie kennen sich, ihre Aufgabe und jeden Handgriff. Es ist eine ruhige Arbeitsatmosphäre. Man spürt keinerlei Hast. Und doch geht alles zügig voran.

Wartungsaufgaben nach SKH-Werten steht auf dem Programm, dazwischen ein paar Reparaturen.

Alles geht seinen Gang, wie man so sagt. Bis mit einem Mal die „Einlage" kommt. Da quirlt es unter den Bäumen. Im Nu hat sich die Werkstatt in eine Stellung verwandelt. Aus arbeiten-

Haubitzen in der Feldinstandsetzung (oben). Peilt die Lage: Der Gehilfe des Geschützmeisters (links) beim Beurteilen des Rohrinnern. Er schaut nach, ob Ausbrüche an den Zügen oder Feldern, ob Rost oder gar Vogelnester im Rohr sind. Letzteres ist ein alter Scherz der Geschützmeister. In seinem Fach Großmeister: Unterfeldwebel Heinemann (Bild Mitte). Hier an der Zieleinrichtung der 122-mm-Haubitze. Diese Arbeit verlangt besondere Genauigkeit. Ebenso die Montage des Verschlusses (unten).

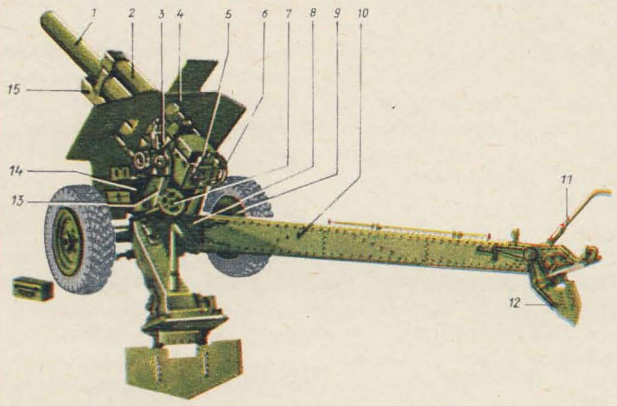
den Soldaten sind kämpfende geworden. Sie gehen zur Sicherung und Verteidigung der Kompanie über, verschwinden in Deckungen, legen die Schutzbekleidung an . . .

Geschütz-, Waffen- und Optikmeister sind Militärspezialisten und Soldaten. Das wird zu keiner Stunde vergessen.

Weiter läuft die Arbeit, nach dem Rhythmus des technologischen Ablaufplanes, nach Norm. 138 Stunden etwa brauchen die Meister mit ihren Gehilfen, um an einer Haubitze, wenn die „große Durchsicht", die Wartung Nr. 3, fällig ist, mehr als zehn Baugruppen, diese wieder in rund zehn bis dreißig Teile untergliedert, zu überprüfen, zu zerlegen, wieder zu überprüfen, dann instandzusetzen und zusammenzubauen. Die Endmontage des Geschützes beginnt erst nach der Fertigstellung der letzten Baugruppe. Nochmals wird das überholte Geschütz überprüft

und anschließend justiert. Die Waffe hat einen Erneuerungsprozeß durchlaufen, die Geschützmeister haben einen Kampfauftrag besonderer Art erfüllt. Nicht immer arbeiten die „schwarzen Männer" stationär oder in der Feldwerkstatt. Oft werden sie zu unvorhergesehenen, komplizierten Einsätzen gerufen. Da gibt es keinen langfristigen Plan – und oft auch keinen Feierabend. Da wird die Arbeit von den besonderen Umständen diktiert. Immer aber stehen Gefechtsbereitschaft und Wiederherstellen der Feuerkraft einer Batterie im Vordergrund.

„Heiliges Kanonenrohr, vernageltes!" Der alte Operettenoberst Ollendorf hätte einen Tobsuchtsanfall bekommen, wäre ihm dieses widerfahren: Irgendwo j. w. d., janz weit draußen im Übungsgelände, war eine Hundertzweiundzwanziger umgekippt. Ihr Schutzschild war hin, der



Mit diesen Einzelheiten am Geschütz müssen sich die Fachleute befassen.

1 Rohr
2 Luftvorholer
3 Zieleinrichtung
4 Schild
5 Bodenstück mit Verschluß
6 Höhenrichtmaschine
7 Seitenrichtmaschine
8 Unterlafettenkörper
9 Fahrgestell
10 Holm
11 Hebebaum
12 Erdsporn
13 Oberlafettenkörper
14 Federausgleicher
15 Rohrwiege mit Rohrbremse

Ein eingespieltes Kollektiv von Fachleuten ist die Instandsetzungsgruppe. Ihre Arbeit verläuft streng nach dem technologischen Plan. Ordnung am Arbeitsplatz und ordentliches Werken sind oberstes Gebot. Mit Akribie gehen sie an die Demontage der Baugruppen des Geschützes. Stück um Stück wird einer gründlichen Kontrolle unterzogen. Selbst die schweren „Sachen", wie das Ziehen des Schildes, oder Arbeiten an der Unterlafette, werden genauso präzis ausgeführt wie die an den empfindlicheren Teilen.

Richtaufsatz abgerissen, ein Holm verbogen.

Hauptmann Fieger, der Chef der I-Kompanie RTA blieb ruhig. Es war nicht das erste Mal, daß er mit seinen Geschützmeistern den „Koffer packen" und an den Ort des Geschehens „reisen" mußte.

„Eigentlich sollten wir nur hin, um den Schaden zu besichtigen, gewissermaßen zu konstatieren. Aber wie das so ist, es wurde unser Fall." Was hinter diesem „Fall" steckte, kam so nach und nachheraus. Widrige Witterungsbedingungen herrschten, der Werkstattwagen fuhr sich fest, eine Panne am Getriebe kam hinzu. Auch Geschützmeister können fluchen, und das nicht schlechter als seinerzeit Herr Ollendorf. Durch Fluchen wird aber kein Fahrzeug flott, kein Geschütz einsatzbereit. Also ran an beides! Endlich, der Wagen lief. Jetzt konnte die Haubitze geborgen werden. Bei der Reparatur zeigten sich neue Schwierigkeiten, die Rohteile waren nicht maßhaltig. Aber keiner steckte auf. Jetzt galt es zu beweisen, was die von der I-Kompanie können.

Die ausgefuchsten Spezialisten drehten, frästen, bohrten und schliffen – bis die einzelnen Teile paßten. Gelernt ist gelernt, das war nach schweren Stunden zu sehen. Die Haubitze sah wie neu aus. Wichtige Feuerkraft konnte dem Regiment wieder zugeführt werden. „Das ist für uns Ehrensache", kommentiert Stabsfeldwebel Schackert die Schilderung seines Vorgesetzten. „In unseren Instandsetzungsgruppen wird ordentliche Arbeit groß geschrieben. Weil jeder weiß, daß Raketen und Rohrwaffen die Hauptfeuerkraft der Landstreitkräfte sind."

Wie wahr; wer z. B. die universellen Möglichkeiten gerade der Haubitze kennt, die gegen Punkt- und Flächenziele, gegen Panzer und Bunker sowie gegen Ziele in und außerhalb von Deckungen eingesetzt werden kann, der wird dem nur zustimmen. . . . . Doch: „Verachtet mir die Meister nicht", möchte man einigen Leuten zurufen, wenn man hört, daß sie die Geschützmeister zwar schnell finden, wenn es die Not fordert, aber auch (schnell) „vergessen".

„Allgemein zieht man vor unseren Genossen den Hut, besonders wenn wir wieder einmal in kurzer Zeit eine Kanone fit gemacht haben", meint Hauptmann Fieger. „Manchmal machen uns die Truppenteile aber zu Schmiermaxen. Sie schicken einfach die Bedienungen der Geschütze, die bei uns in die Werkstatt eingeliefert werden, nicht mit, obwohl es gefordert wird."

Damit tun sich diese Truppenteile keinen Gefallen. Immerhin lernen die Soldaten eine Menge bei der technischen Arbeit am Geschütz, mehr wie in manchem Unterricht. Und so manche Havarie gäbe es nicht.

Es soll nicht der Eindruck erweckt werden, daß die Fiegers viel zu klagen hätten. Aber was gesagt werden muß, sei auch gesagt. Sie kennen das Leben bei der Artillerie genau und wissen wie schnell ein Geschütz ausfallen kann, weil einer, Schulze oder Lehmann, nachlässig war. Wird die Plane auf dem Marsch nicht richtig festgemacht, kann ein Zipfel in das Rad geraten. Die Folge kann sein, daß die Zieleinrichtung verbogen wird. Der Beispiele haben die Geschützmeister genug. Aber auch gute Beispiele guten kollektiven Wirkens.

Da hieß es kürzlich, ab ins Planquadrat xy. Unfall. Das Bergefahrzeug setzte sich in Marsch. Drei Stunden Zeit waren vorgegeben, dann sollte das Geschütz wieder schießen können. Es konnte, weil vom Batteriechef bis zum Soldaten jeder den Spezialisten zur Hand ging . . .

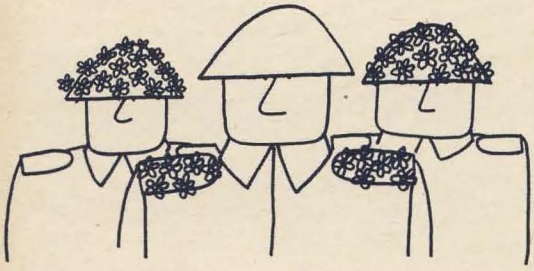
Der Flaschenzug rasselt. Hammerschläge schallen durch den Wald. Ein Motor heult auf. Im Bereich der Werkstatt dominiert die Arbeit. Morgen schon sollen die Haubitzen zum Abholpunkt gebracht werden. Dort erhalten sie die Bedienungen so, als kämen sie aus der Fabrik: die Rohre blank, die Mechanismen leicht gängig. Unsichtbar das „Q", das Zeichen der I-Kompanie Fieger.

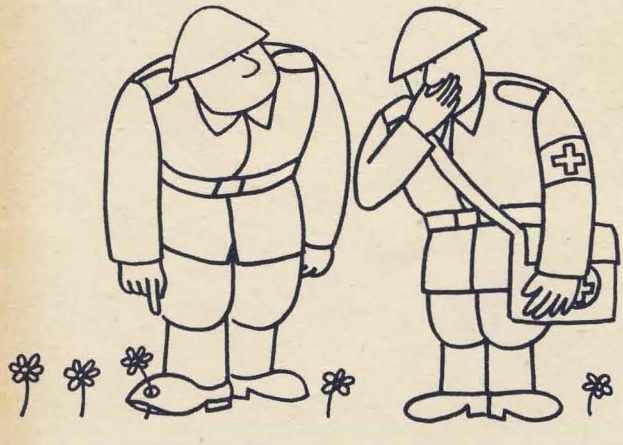
Deutscher Militärverlag · Redaktion „Armee-Rundschau" · Chefredakteur: Oberst Karl Heinz Freitag · Postanschrift: 1055 Berlin, Storkower Straße 158, Postschließfach 7986, Telefon 530761 · Lizenz-Nr. 1513 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR · Auslandskorrespondenten: Oberst W. G. Radtschenko und Oberst E. A. Udowitschenko, Moskau; Oberstleutnant A. Kolodziejczyk, Warschau; Oberst J. Schaulow, Sofia; Major J. Červený, Prag; Major R. Kutas, Budapest; Oberstleutnant I. Capet, Bukarest · „Armee-Rundschau" erscheint monatlich · Preis: 1,– M · Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung der Redaktion · Für unverlangt eingesandte Unterlagen keine Gewähr · Bezugsmöglichkeiten: In der DDR über die Deutsche Post und den Buch- und Zeitschriftenvertrieb, 102 Berlin, Rungestr. 20; in den sozialistischen Ländern über den jeweiligen Postzeitungsvertrieb; in allen übrigen Ländern über den internationalen Buch- und Zeitschriftenhandel und die Firma Deutscher Buch-Export und -Import GmbH, DDR–701 Leipzig, Leninstr. 16; in der BRD und Westberlin über den örtlichen Buchhandel und die Firma Deutscher Buch-Export und -Import GmbH, DDR–701 Leipzig, Leninstr. 16 · Alleinige Anzeigenannahme DEWAG-Werbung Berlin, 1054 Berlin, Hauptstadt der DDR, Wilhelm-Pieck-Str. 49, Fernruf: 226 2715, und alle DEWAG-Betriebe und Zweigstellen der Bezirke der DDR · Zur Zeit gültige Anzeigenpreisliste Nr. 4 · Gesamtherstellung: Interdruck, Leipzig III/18/97 · Gestaltung Scheffler/Behrendt

Redaktionsschluß dieses Heftes: 8. 3. 72

Fotos: Uhlenhut (45), S. 4, 5, 6, 7, 8, 9, 16, 17, 28, 29, 30, 31, 32, 33, 35, 41, 66, 69; Gebauer (21), Titel, S. 20, 21, 22, 23, 24, 25, 58, 59, 60, 61, 62, 63, 68, 69; Geb./Uhlenhut (8), S. 90, 91, 92, 93; Söllner (1), S. 15; DEFA (3), S. 18, 19; DEFA/Wenzel (2), S. 18, 19; DEFA/Damm (8), S. 72, 73, 74; Archiv (12), S. 34, 35, 36, 37, 42, 43, 70, 71; MBD (2), S. 42, 80, 81; Leske (3), S. 44, 45; MBD/Klöppel (1), S. 87; Bersch (1), S. 68; Stolpmann (1), S. 83; Kiesling (1), Rücktitel.

Verblümtes





von Paul Klimpke

ARMEE
Rundschau
31 036
REGINA BEYER